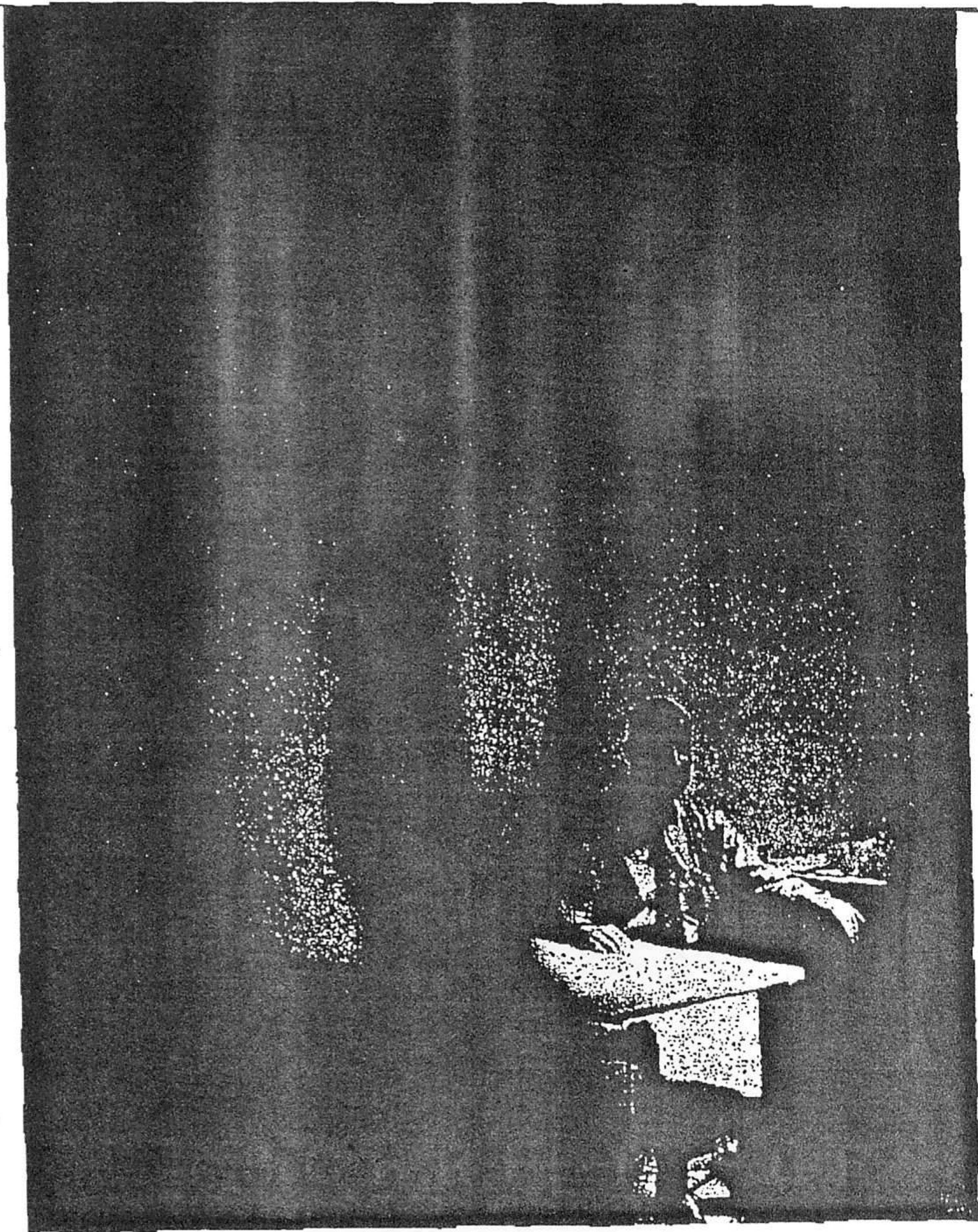


CAPRI

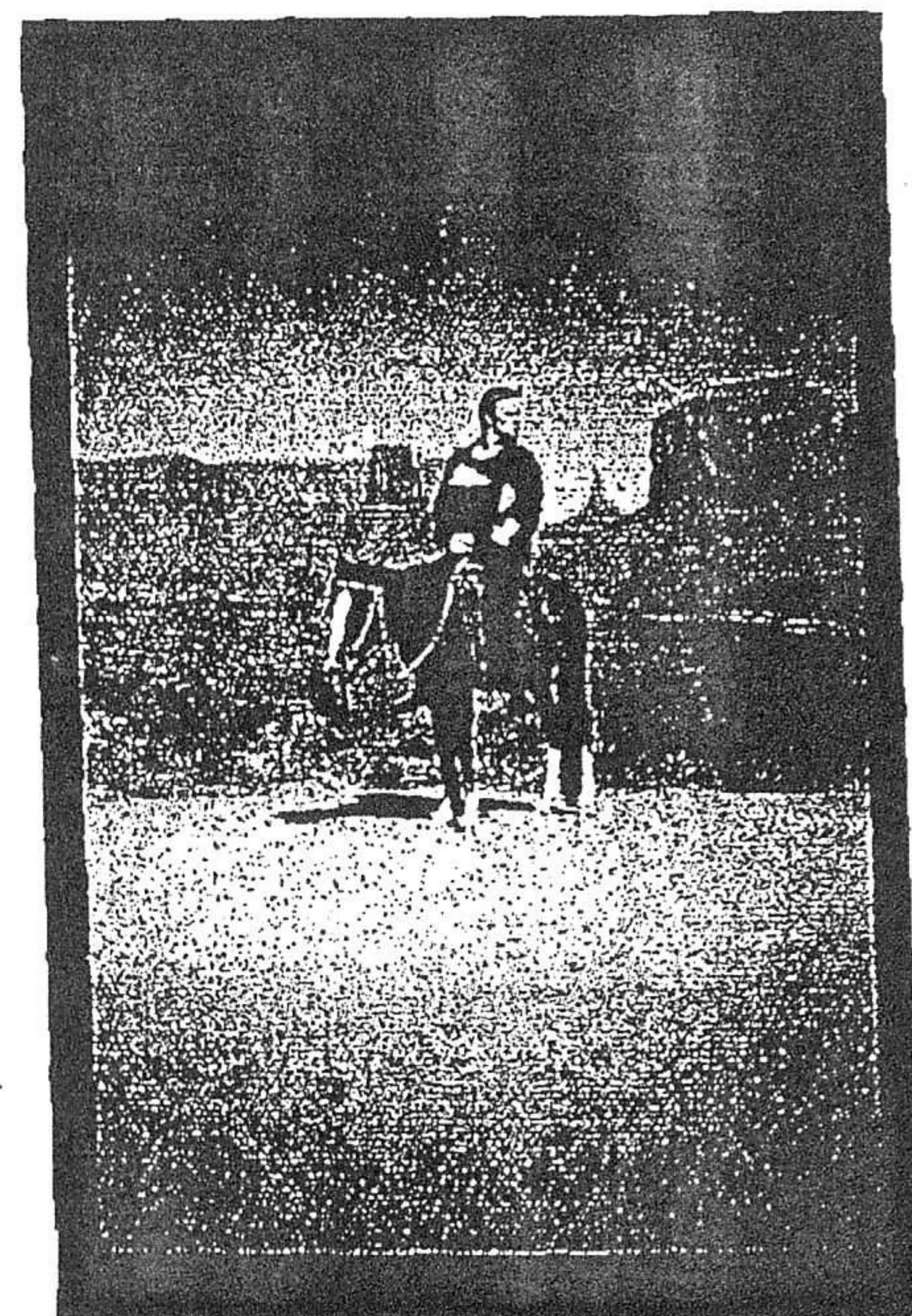
ZEITSCHRIFT FÜR SCHWULE GESCHICHTE
NR. 42 OKTOBER 2009 ISSN 1431-8024



his pasta dishes “noodles.”) And yet this reluctance might well only lead your dinner companions to recall one more story that gets told about Capri, one that concerns position, the occupation of space: Kippenberger had the restaurant entrance arranged so that if he stood in a particular spot, no one who entered or left could possibly avoid speaking with him. He had to be confronted.

This page, above: Martin Kippenberger at the restaurant Capri, Los Angeles, 1990. Photo: Siegrid Rothe.

THERE ARE NIGHTS IN LOS ANGELES when, if your friends are artists, you wind up at Capri—the somewhat forlorn, outdated (very '80s) restaurant that Martin Kippenberger invested in soon after he moved to the city for a brief time in 1989. Inevitably, someone who knew Kippenberger, or someone who knew someone who knew Kippenberger, will tell you that the artist wanted to back the restaurant so that Los Angeles could have decent spaghetti Bolognese. And so, knowing that everyone tells such stories about Kippenberger, you contemplate ordering that. But since this is a story about translation and displacement—like the artist's obsession with the Ford Capri, an American car named after the most touristed of Italian islands; or the Technicolor gondola sculpture that he once installed in Los Angeles in skeletal form atop a BMW—you would be wise to decide against the dish. (Imagine Italian pasta made for a German palate in the City of Angels: Kippenberger usually called



Left: Martin Kippenberger, *Wenn Sie mit der Freiheit nicht klarkommen, versuchen Sie es doch mal mit Frauen, Teil I* (If You Can't Handle Freedom, Try Seeing How Far You Can Get with Women, Part I) (details), 1984, four of ten color photographs, each 19 7/8 x 13".

aus: Artforum international February 2009

Die Liebe der Kentauren

Deutscher Widerstand in den besetzten Niederlanden im Umkreis des *Castrum Peregrini*

In Amsterdam war an der Herengracht bis vor kurzem der bemerkenswerte, in den 50er Jahren gegründete Verlag *Castrum Peregrini* Presse zu Hause, der die überwiegend deutschsprachige Zeitschrift *Castrum Peregrini* herausgab und wunderschöne, zumeist ebenfalls deutschsprachige Bücher.¹ Gemeinsamer Nenner von Verlag, Zeitschrift und zugehörigem Freundeskreis war das Welt- und Menschenbild des Dichters Stefan George (1868-1933) – auch wenn immer wieder betont wurde, dass das Verlagsprogramm mehr umfasste als diesen Aspekt.² Eines der erfolgreichsten Bücher aus dem Verlagsprogramm ist *Untergetaucht unter Freunden*: es erschien in mehreren Auflagen und ist inzwischen auch ins Niederländische übertragen.³ Es handelt sich um die Erinnerungen des Germanisten Claus V. Bock (1926-2008) an seine Untertauchzeit in den besetzten Niederlanden und namentlich in dem Haus an der Herengracht.

»Castrum Peregrini« war zunächst der Deckname dieser Untertauchadresse. So hatte einst die Burg der Kreuzritter in Palästina geheissen. Meist wird der Name mit »Pilgerburg« übersetzt. Aber die ursprüngliche Bedeutung von »peregrinus«, der Fremde, der Nicht-Eingesessene, ergibt eine mindestens so plausible Übersetzung: die Burg der Fremden, Allochtonen, Unterschlupf für deutsche Juden, unter der Hut anderer Deutscher, »guter« Deutscher (im Gegensatz zu den feindlichen Besetzern), und anders als die andern, in mehrfacher Hinsicht.

Das Versteck »Castrum Peregrini« ist mit dem »Achterhuis« in Amsterdam verglichen worden,

wo Anne Frank ihr Tagebuch schrieb.⁴ Das Gemeinsame liegt im jugendlichen Alter und in dem Umstand, dass es sich hier wie dort um *deutsche* Juden handelt. Aber auch wenn Anne Frank inzwischen kurioser Weise hoch auf der Liste der 100 bedeutendsten Niederländer (!) steht⁵ – es ist doch wohl fraglich, ob sie, trotz ihrer Rolle als Identifikationsmodell, als Beispiel für *Widerstand* gelten kann; es sei denn, man will ihr Tagebuch als solches als eine Tat des Widerstands ansehen – wofür natürlich das eine oder andere zu sagen wäre. Anders ist es mit denen, die andere untertauchen *ließen*. Folglich soll es im folgenden denn auch nicht so sehr um die Untertaucher gehen als um diejenigen, die ihnen einen Unterschlupf boten.

Obwohl auch Niederländer für den Unterschlupf »Castrum Peregrini« eine nicht zu unterschätzende Rolle spielten, ist es doch bemerkenswert, dass die Initiatoren Deutsche waren, die Nazi-Deutschland verlassen hatten und während der Besetzungszeit teils legal, teils halb-legal und teils in der Illegalität operierten. Überdies spielt, wie sich zeigen wird, die deutsche Herkunft und die mehr oder weniger starke Bindung an Deutschland und die deutsche Kultur eine wichtige Rolle in der Geschichte, die hier erzählt werden soll.

Eine besondere Bewandnis hat es mit der Frage, wie das im folgenden Dargestellte in den Zusammenhang eines Sammelbandes über *Homosexualität* und Widerstand in den Niederlanden passt; denn für einen solchen Band wurde dieser Artikel ursprünglich – auf Niederländisch – geschrieben und dort ist er 2006 zuerst erschienen.⁶ Das Pro-

¹ Zum Ende des Verlags vgl. Marita Keilson-Lauritz: Ende einer Epoche. Schwebende Identität im Geiste Stefan Georges. Nach 280 Heften und 56 Jahrgängen stellt die Kulturzeitschrift *Castrum Peregrini* ihr Erscheinen ein. In: *Die Welt*, 24.5.2008; auch via Welt-online.

² Vgl. z.B. Karlhans Kluncker: *25 Jahre Castrum Peregrini Amsterdam. Dokumentation einer Runde*. Hamburg 1977, S. 31, Anm. 10.

³ Claus Victor Bock: *Untergetaucht unter Freunden. Ein Bericht. Amsterdam 1942-1945*. Amsterdam ¹1985, ⁵2004; niederländische Ausgabe: »Zolang wij gedichten schrijven kan ons niets gebeuren«. Amsterdam 1942-1945. Vertaald door Conrad van de Weetering, Amsterdam 2007.

⁴ Bock: *Untergetaucht* (wie Anm. 2), S. 6; siehe auch Mattias Duyvis: Homo-onderduikadres in hartje Amsterdam, in: *Gay News*, Nr. 105, Mai 2000, S. 8 f.

⁵ Im Herbst 2004 wurde im niederländischen Parlament die Frage erörtert, ob die aus dem niederländischen Zufluchtsort deportierte und ermordete Anne Frank im Hinblick auf diese bewußte Liste (im Zuge einer Fernsehsendung) posthum womöglich doch noch die niederländische Staatsangehörigkeit zuerkannt werden könnte.

⁶ Marita Keilson-Lauritz: Centaurenliefe. Duits verzet in Nederland rondom de schuilplaats Castrum Peregrini. In: Klaus Müller, Judith Schuyf (Hrsg.): *Het begint met NEE zeggen. Biografieën rond verzet en homoseksualiteit 1940-1945*. Amsterdam 2006, S. 191-213, 268-275.

blem ist: Weder diejenigen, die ab 1942 den Unterschluß Castrum Peregrini organisierten, noch diejenigen, die dank dieser Initiative die deutsche Besetzung überlebten, noch auch die, die die Tradition der Schutzburg und der dort realisierten Gemeinschaft von Untertauchern nach dem Kriege mit Verlag und Zeitschrift fortsetzten, haben sich je als homosexuell definiert, wie ja auch ihr Vorbild Stefan George seine erotische Neigung zu Männern und Knaben nicht mit diesem Wort bezeichnet sehen wollte.⁷ Für sie geht es um »de liefde die vriendschap heet« (die Liebe die Freundschaft heisst), wie der Titel eines Sonettenzyklus des niederländischen, mit George befreundeten Dichters Albert Verwey (1865–1937) lautet, in dem er 1885 seine Beziehung zu dem Dichter Willem Kloos umschrieb.⁸

Die Einführung des Begriffes »Homosexualität« in den wissenschaftlichen und emanzipativen Diskurs um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert wurde im Kreis um George – wie übrigens auch in bestimmten Strömungen der frühen Schwulenbewegung, die sich mehr am hellenischen Beispiel orientierten und von »Freundesliebe« oder »Lieblingminne« sprachen, z.B. der Kreis um die Zeitschrift *Der Eigene* – als wissenschaftliche Konstruktion abgelehnt, die das komplexe Spiel und die kulturelle Bedeutung erotischer und emotioneller Bande unter Männern nicht wirklich zu erfassen vermochte. Der hermetische Charakter von Georges Gedichten setzte sich dann fort in der Geschlossenheit des Castrum Peregrini als Bollwerk erotischer Männerfreundschaft; seine Ausrichtung auf literarischem und künstlerischem Gebiet bildete den Rahmen für die mann-männlichen Gefühle im Castrum-Kreise. Es liegt mir darum fern, diese komplexe historische Identitätsbildung nachträglich auf den Begriff »Homosexualität« zu reduzieren. Wie es mir denn überhaupt zweifelhaft erscheint, ob es erlaubt ist, die Widerstandsaktivitäten der Beteiligten zu ehren, indem man sie zugleich nachträg-

⁷ Vgl. u.a. Marita Keilson-Lauritz: Stefan George's concept of love and the gay emancipation movement, in: Jens Rieckmann (red.): *A companion to the works of Stefan George*. Rochester 2005, S. 207-229; sowie neuerdings vor allem auch Thomas Karlauf: *Stefan George. Die Entdeckung des Charisma*, München 2007.

⁸ Georges Übersetzungen aus diesem Zyklus: Von der der liebe die freundschaft heisst I, VII, VIII und XVIII in: Stefan George: *Zeitgenössische Dichter. Erster Teil*, Berlin 1929. Vgl. dazu Marita Keilson-Lauritz: *Von der Liebe die Freundschaft heisst. Zur Homoerotik im Werk Stefan Georges*, Berlin 1987, S. 61.

lich als »homosexuell« outet und dabei ihre eigene Interpretation erotischer Beziehungen zwischen Männern unterschlägt.

Andrerseits wäre ein Band über Homosexualität und Widerstand in den Niederlanden ohne ein Kapitel über das Castrum Peregrini eben doch unvollständig gewesen. So habe ich mich seinerzeit überzeugen lassen, dass es wichtig sei, ein solches zu verfassen, und habe aufzuschreiben versucht, was – mit den erläuterten Einschränkungen – über Untertauchen und Widerstand einerseits und Liebe und Erotik unter Männern andererseits zu sagen war, eingedenk auch der deutschen Herkunft und des deutschen kulturellen Hintergrundes der Beteiligten. Dabei soll es im Folgenden namentlich um zwei von ihnen gehen: Wolfgang Frommel und Wolfgang Cordan.

Wolfgang Frommel

Mittelpunkt des Castrum-Kreises war zweifellos Wolfgang Frommel (1902-1986), ein Mann mit vielen Qualitäten und vielleicht doch auch vielen Gesichtern, der ausser unter seinem eigenen Namen auch unter diversen Pseudonymen – Lothar Helbing, W.F. l'Ormeau, F.W. de la Fournière, Wolf Kilian u.a.m. – publizierte.⁹ Sohn eines Theologieprofessors in Heidelberg, war er schon früh fasziniert von Stefan George, dem er freilich höchstens ein einziges Mal persönlich begegnete. Den enttäuschenden Verlauf dieser durch einen anderen Heidelberger Professorensohn, Percy Gothein, vermittelten Begegnung schildert er in dem sogenannten »Dichterbericht«.¹⁰

In den 30er Jahren unternahm Frommel in Deutschland allerlei Versuche, dem beginnenden Nationalsozialismus gewissermaßen eine andere Richtung zu geben, ihn sich und seinen Ideen dienstbar zu machen. Aber sein Bild eines »Geheimen Deutschland« – ein im Georgekreis schon vor dem Ersten Weltkrieg gängiger Terminus für

⁹ Über ihn Günter Baumann: *Dichtung als Lebensform. Wolfgang Frommel zwischen George-Kreis und Castrum Peregrini*, Würzburg 1995.

¹⁰ [Wolfgang Frommel]: *Der Dichter. Ein Bericht*, Amsterdam 1950. Dieser Text ist mehrfach als »fiktiv« bezeichnet worden. Dabei erscheint mir zweierlei bemerkenswert: zum einen, dass jemand – wenn denn schon fiktiv – vom Scheitern einer solchen wichtigen Begegnung berichtet; zum andern, dass auf der Basis einer Fiktion ein über Jahrzehnte erfolgreiches und fruchtbares Verlagsunternehmen samt Freundes- und Leserkreis gegründet werden konnte.

ein ideales Deutschland – ließ sich schließlich doch nicht mit dem vereinbaren, was sich in Nazideutschland vollzog. Zudem hatte Frommel eine Reihe jüdischer¹¹ Freunde; deren Verfolgung durch die Nazis bestimmte seine weiteren Schritte.¹²

1937 setzt sich Frommel aus Deutschland ab – vielleicht nicht zuletzt auch wegen der drohenden Verfolgung aufgrund des § 175, die wohl jedenfalls seinen Freund Percy Gothein damals Deutschland verlassen ließ¹³ – zunächst in die Schweiz und nach Italien. Anschliessend verbringt er eine schwierige Periode in Paris. Während eines Ferienaufenthaltes in den Niederlanden, wohin inzwischen zwei seiner jüngeren jüdischen Freunde, William (Billy) Hildesheimer und Adolf Friedrich Wongtschowski (der sich dann »Buri« nannte)¹⁴ ausgewichen waren, überrascht ihn der Kriegsausbruch. Er entschließt sich zu bleiben, nicht nur für die Jahre des Krieges und der deutschen Besetzung sondern für immer. Fast ein halbes Jahrhundert hat er in Amsterdam gelebt und gearbeitet. Dort ist er 1986 gestorben. Ein erstes Unterkommen findet Frommel im September 1939 in der Künstlerkolonie Bergen

¹¹ Die Bezeichnung »jüdisch« bezieht sich hier auf die Herkunft, auf Grund welcher die Verfolgung durch die Nazis sich vollzog. Es gehört zu den Bitterkeiten der deutschen Geschichte, dass man in dieser Hinsicht der von den Nazis gehandhabten Terminologie nicht entkommt.

¹² Vgl. hierzu Baumann: *Dichtung als Lebensform* (wie Anm. 9). Zu Frommels Rundfunkstätigkeit in Deutschland in den 30er Jahren vgl. Michael Philipp: *Vom Schicksal des deutschen Geistes. Wolfgang Frommels Rundfunkarbeit an den Sendern Frankfurt und Berlin 1933-1935 und ihre oppositionelle Tendenz*. Potsdam 1995.

¹³ Das lässt sich dem »Register der Staatsanwaltschaft am Landgericht Berlin« entnehmen; die Akten selbst sind offenbar nicht erhalten. Mit Dank an Andreas Pretzel, Berlin.

¹⁴ Obwohl im Freundeskreis von Frommel neu erfundene Namen vielfach »verliehen« wurden, stammt der Name Buri aus der jüdischen, aber eher deutschnational ausgerichteten Jugendbewegungsgruppe, der Buri und sein Bruder Kurt Wongtschowski (genannt »Arco«) in Frankfurt angehört hatten. Vgl. Hans-Joachim Schoeps: *Ja – nein – und trotzdem. Erinnerungen – Begegnungen – Erfahrungen*, Mainz 1974; dieses Buch ist u.a. »Arco« gewidmet (S. 5). In dieser Jugendgruppe übrigens hatte Wolfgang Frommel den damals 14jährigen Buri kennengelernt. Vgl. hier und zur Verbindung Schoeps-Frommel: Marita Keilson-Lauritz: Hans-Joachim Schoeps, Hans Blüher und der Männerbund. Überlegungen zu Hans-Joachim Schoeps und dem Thema Homosexualität [Vortrag am 1.11.2008 bei der Tagung: Wider den Zeitgeist. Internationales Symposium anlässlich des 100. Geburtstages von Hans-Joachim Schoeps (1909-1980); erscheint im Tagungsband].

bei dem Dichter Adriaan Roland Holst, den er bei einem früheren Besuch in den Niederlanden 1925 (oder 1928?) kennengelernt und offenbar 1939 in Paris wieder getroffen hatte.¹⁵ Dann nimmt ihn die Malerin Etha Fles in ihrem Haus in Bergen auf.¹⁶ In Bergen sammelt Frommel alsbald einen Kreis jüngerer Freunde um sich; dazu gehören namentlich das Freundespaar Vincent Weyand, Sohn eines Malers, und Chris Dekker, Sohn eines Hausarztes, aus einer wohlhabenden Holzhändlerfamilie.¹⁷

Zu Frommels Netzwerk in den Niederlanden gehören aber auch die Freunde aus Deutschland: Billy Hildesheimer und Buri. Sie waren neun bzw. sechzehn Jahre jünger als Frommel, der von ihnen als von seinen »Kindern« oder »Söhnen« sprach.¹⁸ Durch diese beiden kam Frommel in Kontakt mit der Quäker-Schule in Ommen, wo sie als Musik- und Zeichenlehrer eine Anstellung gefunden hatten. Diese Schule war 1934 in Schloss Eerde gegründet worden, das dem Baron Philip Dirk van Pallandt gehörte (der dort übrigens zuvor einige Jahre lang die Krishnamurti-Bewegung beherbergt hatte). Viele Schüler dieser Internatsschule kamen aus Deutschland: jüdische Eltern glaubten, ihre Kinder auf dieser Schule in Sicherheit bringen zu können.¹⁹ Eine Reihe von Schülern dieses Internats sollten in der Folge zum Freundeskreis um das spätere Castrum Peregrini gehören. Einer dieser Schüler war Claus Bock, in dessen Erinnerungsband diese Schule eine grosse Rolle spielt.

Wolfgang Cordan, der Mit-Kentauer

¹⁵ Siehe Jan van der Vegt: *A. Roland Holst. Biografie*. Baarn 2000, S. 367; Vegts Quelle sind weitgehend Tagebuchnotizen von Roland Holst. Die Datierung der ersten Begegnung auf 1925 findet sich bei Bock: *Untergetaucht* (wie Anm. 3), S. 20.

¹⁶ Bock: *Untergetaucht* (wie Anm. 3), S. 22ff; Vegt: *Roland Holst* (wie Anm. 15), S. 369.

¹⁷ Vgl. Corrado Hoorweg, Michael Valetton, Olaf Weyand (Hrsg.): *Aan der droomen torentrans. Werk en leven van Vincent Weyand (1921-1945)*, Westervoort 2008; J.G. van Rossum du Chattel, C.M. Hoorweg u.a. (Hrsg.): *El gran bal. Leven en werk van Chris Dekker 1922-1996*. Westervoort 2005.

¹⁸ Siehe Claus Victor Bock (Hrsg.): *Wolfgang Frommel in seinen Briefen an die Eltern, 1920-1959*. Amsterdam 1997, S. 143, 146; Billy Hildesheimer nennt er seinen »Erstgeborenen« (S. 131).

¹⁹ Vgl. Joke Haverkorn van Rijsewijk u.a. (Hrsg.): *Sluit tot vaste kring de handen. Een geschiedenis van de Quakerscholen Eerde, Vilsteren en Beverweerd* Amsterdam 2002; ferner Bock: *Untergetaucht* (wie Anm. 3), S. 7-15.

Claus Bock beschreibt unter anderem, wie Frommel ihm im Frühjahr 1941 begeistert erzählte, dass er vor einiger Zeit einem Geistesverwandten begegnet sei, dem sieben Jahre jüngeren deutschen Dichter und Journalisten Wolfgang Cordan.²⁰ Diese Begegnung zwischen Frommel und Cordan lässt sich inzwischen mit einiger Sicherheit auf November 1939 datieren²¹; und da es einen Bericht eines anderen Castrum-nahen Schülers gibt, demzufolge Cordan, »ein Bekannter von Herrn Fr[ommel]«, im Frühjahr 1940 in der Quäker-Schule bereits einen Vortrag gehalten hat²², irrte sich Bock womöglich mit seiner Datierung. Im übrigen stimmen die diversen Berichte über die erste Begegnung zwischen Frommel und Cordan darin überein, dass sie in Bergen und durch Vermittlung von Adriaan Roland Holst zustande kam.²³

Wolfgang Cordan (1909-1966) hieß eigentlich Heinrich Ewald Wolfgang Horn. Auch er war der Sohn eines deutschen Gelehrten, der freilich unorthodoxe anarchistische Ideen hegte, die man in mancher Hinsicht beim Sohne wiederfindet.²⁴ Er begeisterte sich für den Philosophen Max Stirner und war befreundet mit dessen Wiederentdecker John Henry Mackay (als »Sagitta« Vorkämpfer der »namenlosen Liebe«). Es gibt kleine Artikel von Cordans Vater, Ewald Horn, im ersten Jahrgang von Adolf Brands Zeitschrift *Der Eigene*.²⁵

²⁰ Bock: *Untergetaucht* (wie Anm. 3), S. 14.

²¹ Auf einer Postkarte an Cordan vom 26. November 1941 spricht Frommel vom »heutigen Tag unseres zweijährigen begegnungsfestes« (Nachlass Cordan im Letterkundig Museum Den Haag, Sign. H 8155 NG Heinrich Wolfgang Horn / Wolfgang Cordan).

²² Zitiert in: Melchior Frommel: *Enzio Meyer-Borchert 1923-1995. Werk und Leben*. Leipzig 2000, S. 155.

²³ Karlhans Kluncker und Claus V. Bock: Wolfgang Cordan, 3.VI. 1909 – 29.I. 1966, in: *Castrum Peregrini*, 1982, Heft 153-154, S. 5-37, hier S. 20; andererseits: Wolfgang Cordan, *Die Matte. Autobiografische Aufzeichnungen*. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Manfred Herzer. Hamburg 2003, S. 183 ff. Da Roland Holst Cordan offenbar im Februar 1940 kennenlernte (Vegt: *Roland Holst*, wie Anm. 15, S. 374), spricht einiges für bei Kluncker/ Bock überlieferte Darstellung. – Zu der Rolle von Marius (Eep) Roland Holst, dem Bruder des Dichters, und seiner Frau Annie Roland Holst-De Meester für Cordans Überleben während des Krieges, auch in finanzieller Hinsicht, vgl. Cordan: *Die Matte*.

²⁴ Siehe Cordan: *Die Matte* (wie Anm. 23), S. 61 ff.; für ergänzende Informationen danke ich Kurt W. Fleming, Max-Stirner-Archiv Leipzig, und Bernd A. Laska.

²⁵ E[wald] Horn: Vaterlandsliebe u. Eigenheit, in: *Der Eigene* 1, 1896, 1 [Nullnummer], S. 3 f.; ders., Ein Beitrag zur Stirner-Biografie, ebd., S. 7 f.; ders., Zur Freiheit des Egoismus, in *Der Eigene* 1 (1896), 6-7, S. 49 f.; zur

Der junge Heinz Horn verließ das nationalsozialistische Deutschland schon 1933, also lange vor Frommel. Über Paris, wo er eine Schrift über den Reichstagsbrand und die Verfolgungen von Kommunisten und Juden in Deutschland publizierte (mit einem kleinen Vorwort von André Gide)²⁶, war er noch im selben Jahr in die Niederlanden gelangt, wahrscheinlich durch Vermittlung des mit Gide befreundeten Niederländers Jef Last.²⁷ Eine erste Unterkunft bietet ihm vermutlich der Dichter Gerard Den Brabander (eigentl. Jan Gerardus Jofriet, 1900-1968), in dessen 1934 erschienenem Gedichtbändchen *Cynische Portretten* das Gedicht *Een vriend gevluht* (S. 6) eine auf den 15. August 1933 datierte Widmung an Heinz Horn trägt. Drei weitere Gedichte des Bändchen – *Gevangene 1933*, *Van Gogh's Landschap / Arles* und *Van Gogh's Landschap / Aan Zee* – sind als Übertragungen von Gedichten von Heinrich W. Horn (d.i. Cordan) gekennzeichnet.²⁸

Nach der Machtergreifung der Nazis hatten viele deutsche Flüchtlinge in den Niederlanden Zuflucht gesucht, darunter auch eine Reihe von Mitgliedern der deutschen Jugendbewegung, einige sicherlich u.a. auch, weil sie sich als Homosexuelle nach dem Sommer 1934 und der Röhmaffäre bedroht fühlten.²⁹

1934 erscheint, jetzt unter dem Namen Wolfgang Cordan³⁰, auf Niederländisch (übersetzt von Theo

Zeitschrift *Der Eigene* vgl. Marita Keilson-Lauritz: *Die Geschichte der eigenen Geschichte. Literatur und Literaturkritik in den Anfängen der Schwulenbewegung am Beispiels des Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen und der Zeitschrift Der Eigene*. Berlin 1997.

²⁶ Heinz Horn: *L'Allemagne sans Masque*. Paris [1933]; das einzige mir bekannte Exemplar befindet sich im IISG, Amsterdam, wo es Manfred Herzer (aufgrund einer Vermutung meinerseits) aufgefunden hat; s. Manfred Herzer: Dossier Wolfgang Cordan, in: *Capri* 26, 1998, S. 22-35, die Abschnitte »Deutschland ohne Maske im Mai 1933« und »André Gide: Anstelle eines Vorwortes«, S. 26 f.

²⁷ Theo van der Wal (1910-1984), Cordans erste Anlaufadresse damals, erinnert sich, er sei mit einem Empfehlungsbrief »eines jungen Freundes von Gide« bei ihm erschienen. Vgl. Archief Theo J. van der Wal, Archiefnummer 623: 2 Seiten über Wolfgang Cordan, vermutlich aus dem Material zu einem Romanprojekt. Einsicht in diesen Text verdanke ich Eric van der Wal, Bergen/NH.

²⁸ Gerard den Brabander: *Cynische portretten. Verzen*, Asten N.-Br. 1934; die Gedichte auf S. 6, 7, 28, 29.

²⁹ Information zu Hans Ebeling und Walter Hammer (eigentlich: Walter Hoesterey) verdanke ich Andreas Pretzel, Berlin.

³⁰ Die plausibelste Erklärung für die Wahl des Namens Cordan erscheint mir bislang, dass es sich um eine

van der Wal) in gleich zwei niederländischen Verlagen die Erzählung *De Wijzen van Zion*, die von den traumatischen Erlebnissen eines jüdischen Studenten an einer deutschen Universität zu Beginn der Nazizeit handelt.³¹ Zugleich bildet bereits Anfang 1934 Wolfgang Cordan mit den Niederländern Chris Blom und J. van Garderen (Pseudonym von G.P. de Neve, der gerade den Verlag Contact gegründet hat, den es bis heute gibt) die Redaktion der sozialistisch-anarchistischen Zeitschrift *Het Fundament*, die – übrigens aus der der niederländischen Jugendbewegung zuzurechnenden Zeitschrift *De Jonge Gids* hervorgegangen – gegen den aufkommenden Faschismus Stellung bezieht und dabei auch die deutschen Emigranten in den Niederlanden zu Worte kommen lässt und deren prekäre Situation, beispielsweise hinsichtlich der Aufenthaltsgenehmigungen, thematisiert.³² *Het Fundament* erfreute sich der Mitarbeit einer Reihe namhafter niederländischer Dichter, Journalisten und Wissenschaftler: Jac. van Hattum, Theo van der Wal, Simon Carmiggelt, Jef Last, Henriëtte Roland Holst, Jan en Annie Romein, Nico Rost und C. van Emde Boas. Von den deutschen Emigranten finden wir hier David Luschnat, Wolfgang Hellmert, Klaus Mann (die notabene alle drei zuvor in *Der Eigene* publiziert hatten), sowie Willi Schlamm, Theodor Plivier, Willy Brandt, Anna Siemsen, Georg Kaiser und Paul Zech. Aus Frankreich kamen dazu René Crével und Louis Aragon. 1937 scheidet Cordan aus der Redaktion aus, kehrt – vielleicht aus finanziellen Gründen, aber vielleicht auch aufgrund von Schwierigkeiten mit der Aufenthaltserlaubnis, möglicherweise angesichts seines politischen Engagements – nach Berlin zurück, von wo aus er jedoch weitere Beiträge sendet.³³

Vokalisierung von André Gides Titel *Corydon* handelt, der auf der Erstausgabe als »C.r.d.n« wiedergegeben war.

³¹ Wolfgang Cordan: *De Wijzen van Zion*. Hilversum und Amsterdam 1934.

³² Siehe Marianne Kröger: *Vervolging, verbanning en het nazi-regime in het tijdschrift Het Fundament (1934-1940)*, in: *Tijdschrift voor Tijdschriftstudies*, 1999, nr. 5, S. 26-35; sowie Cor de Back: *Die Zeitschrift Het Fundament und die deutsche Exilliteratur*, in: Hans Würzner (red.): *Zur deutschen Exilliteratur in den Niederlanden 1933-1940*. Amsterdam 1977, S. 183-290.

³³ Details und Vermutungen hierzu in: Manfred Herzer: *Inwieweit waren die beiden schwulen Schriftsteller Wolfgang Cordan und Wolfgang Frommel in die Nazidiktatur verstrickt*, in: *Capri*, 1999 Nr. 27, S. 2-17, besonders S. 7 f.

Im Sommer 1939 ist Cordan dann wieder in den Niederlanden. Jetzt ergreift er die Initiative für eine »eigene Zeitschrift«, diesmal international ausgerichtet, mit Deutsch als Basissprache, und von surrealistischer Signatur – nicht ohne politischen Hintergrund freilich. Der Titel lautet *Centaur*. Den Kentaur auf dem Umschlag zeichnete Willem van Leusden, dem Cordan 1935 in seiner Schrift *Essai over het Surrealisme* besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte.³⁴ Der Verlag, in dem die Zeitschrift *Centaur* erscheint, gehört zu den renommierten und international eingeführten niederländischen Verlagen: A.A. Stols in Maastricht. In der Redaktion sitzen ausser Cordan Gerard den Brabander und Jac. van Hattum.³⁵ 1939 bleibt es jedoch aus verschiedenen Gründen (u.a. weil der Verleger Stols nicht zu weiteren finanziellen Risiken bereit war) bei nur zwei *Centaur*-Heften. Pläne für eine Weiterführung in einem anderen Verlag mit Jac. van Hattum und Frommel, stranden im Frühjahr 1940, wohl auch weil die deutsche Besetzung einen Strich durch diese Rechnung macht. Die Fortsetzung erfolgt dann während der Besetzungsjahre in Gestalt der z.T. heimlich, d.h. ohne Genehmigung der Besetzer, erschienenen und nach dem Kriege noch fortgesetzten »Kentaur-Drucke«.³⁶ Nach Kriegsende ersteht die Zeitschrift *Centaur* in neuem Gewande: Die Redaktion besteht jetzt aus Cordan und den Niederländern D.A.M. Binnendijk (ab Jahrgang 2 ersetzt durch Ed. Hoornik), Gerard den Brabander, Simon Vestdijk (dessen Roman über die niederländischen Widerstandsgruppen,

³⁴ Wolfgang Cordan: *Essai over het Surrealisme. Met een beschouwing over het werk van Willem van Leusden*, Amsterdam 1935.

³⁵ Vgl. Cordan: *Die Matte* (wie Anm. 23), S. 133 f.

³⁶ Solche illegalen Druckerzeugnisse, die ohne die Zustimmung der Besetzer (der auch in den Niederlanden Mitgliedschaft in einer eigens eingerichteten Kulturkammer forderte) erschienen, sind nicht zu verwechseln mit Publikationen des aktiven Widerstandes, wie das Blatt *Verzet en opbouw*, an dem Cordan in den letzten Kriegsjahren beteiligt war. Die Kentaur-Drucke umfassten ausser Gedichtbänden von Cordan selbst (worunter die *Orion Lieder*, die im Zeichen seiner Liebesbeziehung zu Johannes Piron standen) Texte von Hölderlin, Rudolf Pannwitz, Paul Valéry und mittelalterliche Hymnen. Nach dem Kriege wurde die Reihe in den Jahren 1946/1947 fortgesetzt, u.a. mit zwei weiteren Gedichtbänden von Cordan, Gedichten von Kavafis in Übertragung von Cordan, sowie, soweit ich sehe als einziger niederländischer Text unter den Kentaur-Drucken, Adriaan Roland Holsts Prosatext *Van erts tot arend* (genau genommen als Sonderdruck des Abdrucks in Cordans *Centaur*). Zum Zusammenhang dieses Textes mit der von Roland Holst formulierten Inschrift auf dem Monument auf dem Dam in Amsterdam vgl. Vegt: *Roland Holst* (wie Anm. 15), S. 515 ff.

Pastorale 1943, ab Oktober 1945 in dreizehn Fortsetzungen als Vorabdruck in der Zeitschrift erschien) und dem Historiker Jacques Presser (nachmals Autor eines Standardwerkes über die Judenverfolgung).³⁷

Was die Symbolik des »Kentauren« betrifft, so liegt der Schlüssel zu seiner Bedeutung (abgesehen von dem Hintergrund des Surrealismus und – was die Zeitschrift *Centaure*³⁸ betrifft – möglicherweise der Vorbildfunktion der französischen Surrealismus-Zeitschrift *Minotaure*, die von 1933-1939 erschien) jedenfalls hinsichtlich der Zusammenarbeit von Frommel und Cordan auch und vor allem in dem pädagogisch-erotischen Kontext der Untertauchsituation. Der Erinnerung von Wolfgang Frommel zufolge lag der Kentauren-Terminologie die gemeinsame Lektüre eines Manifestes zugrunde. Bei näherer Betrachtung scheint das Marinettis *Manifeste du futurisme* (1909) gewesen zu sein³⁹ – was angesichts von Marinetti's Position auf der politischen Rechten nicht ohne Ironie ist. In unserem Kontext freilich ist vor allem wichtig, dass Cordan und Frommel sich offensichtlich selbst als Kentauren verstanden, als jene wilden und virilen Pferdemenchen der griechischen Mythologie und zugleich als deren weise Variante, die namentlich von Chiron, dem Lehrer der jungen griechischen Helden Achill und Theseus repräsentiert wird. Cordan pflegte Briefe an Frommel mit »Dein Chiron« zu

³⁷ Jacques Presser: *Ondergang. De vervolging en verdelging van het Nederlandse Jodendom*, I + II, 's Gravenhage 1965.

³⁸ Was die diesbezügliche Programmatik der Zeitschrift betrifft, so ist auch auf das Gedicht *De Centaur* von Gerard Den Brabander zu verweisen, mit dem das erste Heft eröffnet wird; vgl. dazu meinen Artikel »Wolfgang Cordan und seine deutsch-niederländische Zeitschrift *Centaure*« (erscheint 2009 im Tagungsband der Klaus-Mann-Tagung, Münster, 2007).

³⁹ Diesen Schluss jedenfalls zog Hans Schwerte in einem unpublizierten Kapitel über das *Castrum Peregrini*, das Teil seines geplanten aber nicht abgeschlossenen Buches über das Thema des Kentauren hätte werden sollen; das Typoskript, das sich jahrlang in meinem Besitz befand, habe ich inzwischen mit anderen Schwerte-Materialien dem Deutschen Literaturarchiv in Marbach am Neckar übergeben. Basis seiner Vermutung war die von mir vermittelte Auskunft von Frommel, man habe damals ein »Manifest« gelesen, in dem davon die Rede war, man werde »der Geburt des Kentauren beiwohnen« (was in der Tat dem Marinetti-Manifest entspräche). Es wäre hierzu vielleicht noch zu ergänzen, dass sich im Cordan-Nachlass der Marinetti-Text nicht findet, wohl aber *Le Centaure* von Maurice de Guérin.

unterzeichnen; während Frommel Cordan gelegentlich seinen »Mitkentaure« nannte.⁴⁰

Das bezog sich einerseits auf das gemeinsame Projekt der Kentauren-Drucke, zugleich aber auf die pädagogisch-erotische Struktur des Castrum-Kreises. Dabei ging es, was die Homoerotik betrifft um eine »höhere« Form der Liebe – jedenfalls der offiziellen Lesung zufolge. Dass Körperlichkeit dabei nicht verschmäht wurde, lässt sich in den Erinnerungsberichten zumindest zwischen den Zeilen nachlesen. (All diese Varianten waren in Deutschland als »pädagogischer Eros« namentlich in den 20er Jahre ein vieldiskutiertes Modell und insofern nicht wirklich etwas total Neues oder Anderes.) Wie sehr dieses Gedankengut im Castrum-Kreise mit dem Bilde des Kentauren verbunden war, zeigt beispielhaft der Text *Die Begegnung mit dem Kentauren* des Niederländers C.M. Stibbe (»Corrado«), der darin beschreibt, wie er die Begegnung mit Frommel in der Besetzungszeit als eine Rettung aus seiner Adoleszenten-Verwirrung erfuhr: »Häufig habe ich mich gefragt, was wohl aus mir geworden wäre, wenn ich nicht im entscheidenden Moment, mit achtzehn, dem Kentauren begegnet wäre. Er hat mich, ehe ich in den Abgrund hinabstürzte, bei den Haaren gepackt und gerettet.«⁴¹

Die Kentauren als Retter

Die Kentauren Frommel und Cordan haben freilich auch ganz buchstäblich Rettungsaktionen ausgeführt. Ort der Handlung: die bereits erwähnte Quäkerschule in Ommen.

Wann genau Frommel erstmals nach Ommen kam, ist nicht genau festzustellen. Da seine jüdischen Freunde Billy und Buri dort Lehrer waren, kann er sie dort einfach besucht haben. Fest steht, dass er im November 1939 im Rahmen kultureller Veranstaltungen für die älteren Schüler einen Vortrag über Hölderlin hielt.

⁴⁰ Entsprechende Zitate bei Schwerte (vgl. die vorige Anm.), der über Karlhans Kluncker Einsicht in den Briefwechsel hatte. Im Cordan-Nachlass habe ich mit »Dein Chiron« unterzeichnete Briefe von Cordan gefunden sowie einen Brief von Frommel vom April 1941, in dem er Cordan mit »Mein lieber Mitkentaure« anredet. Vermutlich gibt es weitere Frommel- und Cordan-Briefe in dem Frommel-Nachlass, der inzwischen gleichfalls im Letterkundig Museum untergebracht ist.

⁴¹ C.M. Hoorweg (d.i. C.M. Stibbe): *Die Begegnung mit dem Kentauren*, in: *Castrum Peregrini*, 1993, Heft 206, S. 40-50, Zitat S. 45. Zu der Begegnung Frommel-Stibbe s.a. Bock: *Untergetaucht* (wie Anm. 3), S. 105 ff.

Anderthalb Jahre später, als Frommel wieder einmal in Ommen war, aber ausserhalb der Schule untergebracht war (vielleicht, weil es dort inzwischen Gerüchte über seine Homosexualität gab?⁴²), hatte der 15jährige Claus Bock eine stürmische erotische Begegnung mit ihm, deren er sich Jahrzehnte später so erinnert: »Ich spürte, wie er bald forschend, bald fordernd in mich drang [...] Sah ich in zwei Augen oder in eines? Ich suchte das Feld zwischen den Augen. Da änderte Wolfgangs Gesicht den Ausdruck. Fremde Züge schienen sich seiner – dan auch meiner – zu bemächtigen. Ein neues, viel älteres Antlitz tauchte unheimlich nah vor mir auf. War noch jemand im Raum? War ein dritter bei uns, als unsere Lippen sich trafen und der Funke zeugerisch in mich übersprang? Was ich erlebt hatte, war ein Sieg, aber auch eine Verpflichtung, und die liess sich nicht deuten, nur verwirklichen.«⁴³

Von den Schülern auf Schloss Eerde gehörten ausser Claus Bock vor allem noch die Brüder Peter und Manuel Goldschmidt zum Kreise um Frommel, ferner Enzo Meyer-Borchert (der Anfang 1941 nach seinem Abitur zu seinen Eltern nach Deutschland zurückkehrte und den Krieg als deutscher Soldat erlebte⁴⁴) und – mit einer gewissen Distanz – Clemens Brühl. Abgesehen von Meyer-Borchert waren all diese Frommel-Freunde jüdischer Herkunft.

Wolfgang Cordan kam, wie erwähnt, Anfang März 1940 nach Ommen zu einem Vortrag über – und das unterscheidet ihn von dem sich weitgehend auf deutsche Themen konzentrierenden Frommel – *niederländische* Dichtung im 20. Jahrhundert.⁴⁵ In seiner in den 60er Jahren in Mexiko verfassten Autobiografie *Die Matte* erinnert er sich, wie er sich von dem sich um Frommel scharenden, ganz auf Stefan George ausgerichteten Schülerkreis distanzierte. Solche strikte Nachfolge erschien ihm geradezu als »Gegenform zum Ans-Licht-Heben einer jungen Seele, wie es Sokrates versucht hatte«.⁴⁶ Als der damals 17-jährige Johannes Piron⁴⁷, ein Schüler

⁴² Haverkorn van Rijsewijk: *Sluit tot vaste kring de handen* (wie Anm.), p. 87 f.

⁴³ Bock: *Untergetaucht* (wie Anm. 3), S. 15.

⁴⁴ Frommel: *Meyer-Borchert* (wie Anm. 22), S. 9; vgl. auch die dort abgedruckten Briefe aus der Zeit in Ommen.

⁴⁵ Frommel: *Meyer-Borchert* (wie Anm. 22), S. 155.

⁴⁶ Cordan: *Die Matte* (wie Anm. 23), S. 178.

⁴⁷ Johannes/Hans Kohn, hatte einen deutsch-jüdischen Vater und eine (nicht jüdische?) belgische Mutter, deren Namen er

von »ungewöhnlicher Schönheit«, wie Cordan sich erinnert⁴⁸, ihn ansprach und verlangte, dass Cordan mit ihm Stefan George lesen sollte, war seine Reaktion denn auch eher ausweichend. Er fühlte sich nicht geeignet als »Sokrates«. Aber ein Funke war immerhin übergeschlagen und aus dieser Begegnung sollte am Ende eine lebenslange Beziehung entstehen. Cordans Gedichtband *Orion Lieder*⁴⁹ und mehr noch seine unpublizierten Tagebücher⁵⁰ bezeugen seine schier vorbehaltlose Liebe zu diesem Jungen und den Ernst, mit dem er sich seiner pädagogischen Aufgabe widmete. »Hier habe ich begriffen«, notierte Cordan im Sommer 1944 in Ommen in sein Tagebuch, »was der platonische eros ist, wuchs durch den anspruch der an mich gestellt wurde in meine form und verlor die möglichkeit mich noch je zu verlieren«.⁵¹ Noch eine andere »unerwartete Jüngerschaft«, wie Cordan das selbst nannte, wurde ihm in Ommen zuteil: Thomas Marezki, ein Schüler, der sein Abschlusszeugnis bereits in der Tasche hatte, aber des Krieges wegen nirgendwo hin konnte, suchte seinen Rat und seine Freundschaft.⁵²

Im Mai besetzen die deutschen Truppen die Niederlande. Billy Hildesheimer, in London geboren und im Besitz eines britischen Passes, wird als britischer Staatsangehöriger interniert. Im Sep-

erst nach dem Kriege auch offiziell annahm (Freundliche Mitteilung von Frau Juliane Piron, Berlin). Nach eigener Aussage hat Piron die Besetzung als »Halbjude« unter dem Namen Hans Kohn legal in den Niederlanden überlebt (vgl. seinen Brief vom 3. 9. 1983 an Thomas Biene, für dessen Kenntnis ich, wie für anderes Material zu Cordan, Frau Waltraud Hüsmert, Berlin, zu danken habe, die diese Materialien seinerzeit von Johannes Piron für ihren Artikel über Cordan erhalten hat; siehe auch: Waltraut Huesmert: Wolfgang Cordan, een vergeten Duitse dichter, in: *Bzzlletin* 94, März 1982, S. 76-80.

⁴⁸ Cordan: *Die Matte* (wie Anm. 23), S. 155.

⁴⁹ [Wolfgang Cordan] [der Autorennamen nur im Colophon]: *Orion Lieder*. Kentauro-Druck 1941. Ein Teil der Auflage soll auf der Titelseite die Akademische Verlagsanstalt Pantheon als Verlag nennen. Frontispiz: eine Federzeichnung von Carel Willink.

⁵⁰ Typoskript im Nachlass Cordan im Letterkundig Museum, Den Haag. Kopien stellten mir freundlicherweise Waltraut Hüsmert und Manfred Herzer zur Verfügung.

⁵¹ Wolfgang Cordan: *Journal*, cahier IV, Ommen 19-VII-44; vgl. Anm. 50.

⁵² Cordan: *Die Matte* (wie Anm. 23), S. 180; vgl. auch Thomas Marezkis unpublizierten Erinnerungsbericht *Survival: Beating the Odds*, den er mir freundlicherweise zur Verfügung stellte; Marezki hatte seiner jüdischen Herkunft wegen das Internat Salem verlassen müssen und war deshalb nach Ommen geschickt worden.

tember verlässt Buri die Schule und taucht im Süden der Niederlande unter.⁵³ Die anderen jüdischen Lehrer und Schüler der Schule werden, wie vom Besetzer angeordnet, in einem gesonderten Gebäude untergebracht. Unterzutauchen wurde von der Schulleitung und auch von einigen der jüdischen Lehrer abgeraten bzw. verboten, aus Angst vor Massnahmen gegen die gesamte Schule. Auch glaubte man, dass der Status der Quakerschule die jüdischen Lehrer und Schüler würde schützen können. Das erwies sich in der Folge als Illusion: die jüdischen Schüler wurden via Westerbork deportiert und haben die Vernichtungslager nicht überlebt. Insgesamt fünf jüdische Schüler tauchten trotz des Verbotes unter. Vier davon gehörten zum Freundeskreis von Frommel und Cordan.⁵⁴

Als erster tauchte Thomas Marezki unter. Als im Sommer 1942 die jüdischen Schüler zum Tragen des Judensternes verpflichtet wurden, liess er sich von Cordan überzeugen, dass es Zeit sei, Ommen zu verlassen.⁵⁵ Cordan und Marezki fanden in Bergen Unterkunft, erst im Hause von Theo van der Wal, danach bei der Mutter von Chris Dekker.⁵⁶ In der Folge mietet Chris Dekker für Cordan und seine Schützlinge ein abgelegenes Häuschen am Rand von Bergen und sorgt mit seinen Bergener Freunden für die Lebensnotwendigkeiten. Das Häuschen wurde von Cordan »Polderhof« getauft. Außer Cordan und Marezki wohnten dort zeitweise auch Johannes Piron und Liselotte Brinitzer, eine deutsch-jüdische Schülerin aus Ommen, die auf eigene Faust mit Hilfe

⁵³ Bock: *Untergetaucht* (wie Anm. 3), S. 10, 36ff.; Buri ist bis zum Sommer 1942 Hauslehrer in der Familie des Malers Charles Eyck.

⁵⁴ Vgl. den Artikel von Lieke Jansen: *De Quakerschool Eerde tijdens de Tweede Wereldoorlog*, in: Haverkorn van Rijsewijk, *Sluit tot vaste kring de handen* (wie Anm. 19), S. 64-115, hier bes. S. 87 ff.

⁵⁵ Cordan: *Die Matte* (wie Anm. 23), S. 180-182, 186ff.; Haverkorn van Rijsewijk: *Sluit tot vaste kring de handen* (wie Anm. 19), S. 92 ff.

⁵⁶ Bandaufnahme von Gesprächen zwischen Chris Dekker und Theo van der Wal, 1979; im Besitz von Eric van der Wal, dem ich für Einsicht in das Material aus dem Nachlass seines Vaters zu danken habe. – Ein Tagebuchaufzeichnung von Cordan ist zu entnehmen, dass Chris Dekker in Bergen ursprünglich mit Cordan Freundschaft geschlossen hatte und erst in zweiter Linie in das Frommel-Lager übergegangen war. Das erklärt das lebhaftige Interesse Dekkers an Cordan, das sowohl aus den Bandaufnahmen der Gespräche mit Theo van der Wal spricht, als auch aus dem Umstand, dass Dekker nach Cordans Tod selbst nach Mexiko reiste, u.a. um den Cordan-Nachlass und Cordans Spuren zu sichern; vgl. Hoorweg: *El gran bal* (wie Anm. 17).

von Eva Kohn, der Schwester von Piron⁵⁷, untergetaucht war. Als sie in Bergen unerwartet bei Frommel vor der Tür stand (sie fühlte sich mehr vom Frommel-Kreise als von Cordan angezogen), brachte der sie in Cordans Polderhof unter.⁵⁸

Übrigens betonen sowohl Cordan als Piron rückblickend, dass Piron nicht wirklich untertauchte oder versteckt lebte. Cordan zufolge war er geschützt durch seinen belgischen Muttersnamen Piron und sein eher »italienisches« Aussehen⁵⁹; eigener Aussage zufolge hat er als »Halbjude« unter dem Namen Hans Kohn die Besetzung überlebt.⁶⁰ Jedenfalls sorgte Cordan während der Besetzung für seine Überlebensebenen, auch in finanzieller Hinsicht.⁶¹

In der zweiten Augushälfte 1942 tauchte Claus Bock unter, mit Hilfe von Wolfgang Frommel, Chris Dekker und Vincent Weyand.⁶² Er wurde zunächst bei der Mutter von Dekker untergebracht, anschliessend kurze Zeit in Cordans Polderhof, bis er für den Rest des Krieges im Unterschlupf an der Amsterdamer Herengracht einziehen konnte.⁶³ Clemens Brühl tauchte auf eigene Faust unter, blieb aber in Kontakt mit Frommel und seinen Freunden. Von den Schülern aus Ommen im Frommel-Umkreis war er derjenige, der sich am aktivsten am niederländischen Widerstand beteiligte.⁶⁴

⁵⁷ Eva Kohn hatte die Schule in Ommen bereits abgeschlossen und verlassen.

⁵⁸ Cordans Tagebuch zufolge wäre Anfang August 1942 zunächst »Angelo« (= Piron) sein Mitbewohner im Polderhof gewesen; erst später im selben Jahr werden Tom (Marezki) und Liselotte (Brinitzer) erwähnt.

⁵⁹ Cordan: *Die Matte* (wie Anm. 23), S. 179.

⁶⁰ Vgl. oben Anm. 47.

⁶¹ Brief Johannes Piron an Thomas Biene vom 3. 9. 1983 (wie Anm. 47). Ähnliches galt übrigens auch für Thomas Marezki, mit zwei wichtigen Unterschieden: Marezki hatte in Ommen eine Töpfer-Ausbildung gemacht und versuchte so gut es ging, selbst seinen Lebensunterhalt zu verdienen; ausserdem konnte er nicht den Status als »Halbjude« in Anspruch nehmen und verbrachte die Besetzungszeit unter falschem Namen mit gefälschtem Pass auf diversen Adressen (z.T. auf Rat und mit Hilfe von Cordan im weniger gefährlichen Belgien); vgl. dazu seinen unpublizierten Erinnerungsbericht *Survival: Beating the Odds* (wie Anm. 52).

⁶² Bock: *Untergetaucht* (wie Anm. 3), S. 43; hierzu und zur Versorgung des Polderhofes mit dem Lebensnotwendigen vgl. auch die Gespräche von Chris Dekker mit Theo van der Wal (siehe Anm. 56).

⁶³ Bock: *Untergetaucht* (wie Anm. 3), S. 46-49.

⁶⁴ Vgl. auch Haverkorn van Rijsewijk: *Sluit tot vaste kring de handen* (wie Anm. 19), S. 202-205, die heftige Kritik von Brühl an der Haltung der Schulleitung, namentlich

Die Brüder Peter und Manuel Goldschmidt, die in Ommen zu den Frommel-Freunden gehörten, verließen die Schule ebenfalls, aber ohne unterzutauchen. Manuel Goldschmidt, der nach dem Kriege jahrzehntelang die treibende Kraft des Verlages *Castrum Peregrini* Presse sein sollte, machte sein Abitur an einer anderen Schule. Peter Goldschmidt begann sein Studium. Ihre nicht-jüdische, außergewöhnlich mutige und energische Mutter konnte Pässe ohne das fatale »J« für ihre Söhne regeln. Diese Pässe waren so sicher, dass Clemens Brühl eine Zeit lang ungefährdet von Manuels Pass Gebrauch machen konnte.

Es war eine kleine Schar, die durch die »Kentauren« gerettet werden konnte. Mehr war zu diesem Zeitpunkt nicht möglich, u.a. auf Grund der starren und zugleich naiven Haltung der Schulleitung in Ommen. Es konnte sich »nur noch darum handeln, die uns Nächsten zu retten«, sagt Cordan dazu in seinen Erinnerungen.⁶⁵

Die Untertauchgemeinschaft *Castrum Peregrini*

Das Finden einer Untertauchadresse wurde für die Menschen, die versuchten, in den Niederlanden den Deportationen und später der Arbeitsverpflichtung zu entgehen, zum zentralen Problem. Auch war es schwierig, die Untertaucher mit Essen und Kleidung zu versorgen. Das Ganze blieb eine riskante Angelegenheit mit unsicherem Ausgang, sowohl für die Helfer als für den Untertaucher – schon weil immer auch die Gefahr drohte, dass die Nachbarn einen anzeigten. Aber das jahrelange Zusammenleben auf kleinstem Raum brachte auch unter den Untertauchern selbst Spannungen mit sich. In den Erinnerungen an die Untertauchgemeinschaft *Castrum Peregrini*, die von 1942 bis 1945 Stand hielt, fällt die immer wiederholte Betonung der Rolle von Literatur und Kunst in diesem Kreise auf – als wichtigste Strategie um die Situation zu meistern. Da wurde viel gelesen, übersetzt, gezeichnet. Innere Disziplin musste verhindern, dass die Verzweiflung zuschlug. Nichtsdestoweniger waren auch an der Herengracht die praktischen Probleme nicht gering.

hinsichtlich des Untertauchverbotes. Ausser den genannten hat sich aus Ommen noch ein weiterer jüdischer Schüler retten und die Besetzung überleben können. Er hielt sich jedoch bewusst dem von ihm als »homosexuell« empfundenen Frommel-Kreis fern (vgl. ebd. S. 95ff.)

⁶⁵ Cordan: *Die Matte* (wie Anm. 23), S. 186.

Dass das Haus an der Herengracht sich zu einem Zufluchtsort für Untertaucher entwickeln konnte, war zunächst der jungen Malerin Gisèle van Waterschoot van der Gracht (*1912) zu verdanken, die Frommel via Roland Holst in Bergen kennengelernt hatte.⁶⁶ Sie war mit ihren Eltern angesichts der drohenden Besetzung der Niederlande aus dem südlichen Teil des Landes in das nördliche, sicherere Bergen übergesiedelt.⁶⁷ Im Herbst 1940 mietete Gisèle van Waterschoot van der Gracht als *Pied-à-terre* in Amsterdam eine Etage in einem eher unbewohnbar aussehenden Hause an der Herengracht.⁶⁸ In der Etage über dieser kleinen Wohnung wohnte das junge Ehepaar Guido und Miep Teunissen, mit denen Gisèle sich anfreundete und die in der Folge bezüglich der Untertaucher zu Mitverschworenen wurden.⁶⁹ Guido, eigentlich Josephus Antonius Hubertus Maria Teunissen, wurde von seinen Freunden damals noch George (englisch ausgesprochen) genannt; den Dantes *Divina Comedia* entlehnten Namen Guido, unter dem er fürderhin durchs Leben gehen sollte, gab ihm Percy Gothein.⁷⁰ Er war ausser im Umkreis der Untertauchadresse *Castrum Peregrini* auch noch zusammen mit seinem Bruder Jan Teunissen im Widerstand in Nijmegen aktiv.⁷¹ Teunissen war Schreiner,

⁶⁶ Vgl. hierzu Michael Defuster, Erik Somers: *Gisèle en haar onderduikers*. Amsterdam 2008; darin besonders den Artikel von Leo van Santen S. 11-51.

⁶⁷ Der Datierung bei Vegt zufolge müsste das nach dem März 1940 gewesen sein (Vegt: *Roland Holst*, wie Anm. 15, S. 374). Vgl. auch: Gisèle van Waterschoot van der Gracht: *Gisèle. Schilderijen en tekeningen – paintings and drawings*. Amsterdam 1993; Defuster/Somers: *Gisèle en haar onderduikers* (wie Anm. 66); darin besonders der Artikel von Leo van Santen, S. 11-51.

⁶⁸ Vegt: *Roland Holst* (wie Anm. 15), S. 382; Adriaan Roland Holst hatte sie bei der Suche begleitet.

⁶⁹ Für Informationen über die Rolle des Ehepaars Teunissen danke ich Wilhelmina (Miep) Dekker, damals Miep Teunissen, übrigens von Vatersseite aus der berühmten Autofabrikanten- und Rederfamilie Benz stammend und durch eine jüdische Mutter selbst nicht ungefährdet.

⁷⁰ Als »Guido«, ohne Nachnamen, kommt er in Claus Bocks Erinnerungsbericht *Untergetaucht unter Freunden* (wie Anm. 3) vor. Da er in der deutschen Ausgabe im Register auch in den jüngsten Auflagen fehlt, hier die zugehörigen Seitenzahlen: 43, 48, 51f, 54, 58, 60, 66, 102, 125f, 135f, 139, 141f, 150.

⁷¹ Die meisten Informationen zu Guido Teunissen (1917-1997) verdanke ich seiner in Amerika geborenen Tochter Francesca Rheannon, die an einem Buch über ihren Vater arbeitet. Sie hat in einer bewunderwerten Spurensuche einen Schatz an Material über ihren Vater, aber auch über das *Castrum Peregrini* während der Besetzung zusammengetragen. Vgl. Francesca Rheannon: *Vincent's Last Chapter*, in:

Orgelbauer, Alleskönner. Als Claus Bock in Bergen bei den Dekkers untergebracht wurde, war es Teunissen, der dort bereits ein Versteck für ihn gezimmert hatte.⁷²

Der erste, der gelegentlich in Gisèles Pied-à-terre unterschlüpfte, war Cordan.⁷³ Etwas später zog Frommel ein. Insofern besteht kein Zweifel, dass – anders als bei Kluncker/Bock berichtet wird⁷⁴ – Cordan die Adresse an der Herengracht kannte, auch wenn man ihn später über die Untertaucher dort im Ungewissen liess, nachdem man ihn bei Unvorsichtigkeiten im Umgang mit Untertauchinformationen ertappt hatte.⁷⁵

Seinen ersten wirklichen Untertaucher empfing die Herengrachtwohnung, als im Juli 1942 eine neue Untertauchadresse für Buri gefunden werden musste.⁷⁶ Als dann im Februar 1943 das nordholländische Küstengebiet geräumt und deshalb der Polderhof aufgegeben werden musste, wurde auch Claus Bock in der Herengracht und zwar in der Wohnung der Teunissens untergebracht.⁷⁷ Guido Teunissen sorgte für die sicheren Versteckmöglichkeiten: ein via einen Wand-schrank erreichbares Versteck für Claus; für Buri einen Schlupfwinkel in einem alten elektrischen Klavier.⁷⁸ Die Zusammenkünfte und Übernachtungen der Frommel-Freunde – auch Freunde, die nicht auf der Herengracht wohnten, blieben dort der Sperrstunde wegen oft über Nacht – wurden teilweise auch in die Wohnung von Guido und Miep Teunissen verlegt. Ausser deutschen Juden suchten an der Herengracht auch einige junge niederländische Freunde Zuflucht, die sich dem Arbeitseinsatz in Deutschland entzogen hatten.

Hoorweg/Valeton/Weyand: *Aan der droomen torentrans* (wie Anm. 17), S. 235-254.

⁷² Bock: *Untergetaucht* (wie Anm. 3), S. 42f.

⁷³ Freundliche Mitteilung von Miep Dekker (siehe Anm. 69). Bestätigt wird dieser Umstand durch Briefe von Roland Holst an Cordan, die Anfang 1942 an die Adresse von Gisèle Waterschoot van der Gracht an der Herengracht adressiert waren (Liste aus dem Besitz von Johannes Piron, via Waltraut Hüsmert; siehe Anm. 47).

⁷⁴ Kluncker/Bock: *Wolfgang Cordan* (wie Anm. 23), S. 21.

⁷⁵ Diese Begründung geben übereinstimmend Miep Dekker (wie Anm. 69) und Chris Dekker in seinem Gespräch mit Theo van der Wal (siehe Anm. 56). Leo van Santens Recherchen im Privatarchiv von Gisèle d'Ailly van Waterschoot van der Gracht zufolge (wie Anm. 67, S. 33) war es Adriaan Roland Holst, der Cordans Unvorsichtigkeiten warnend weitergab.

⁷⁶ Bock: *Untergetaucht* (wie Anm. 3), S. 37.

⁷⁷ Bock: *Untergetaucht* (wie Anm. 3), S. 48-52.

⁷⁸ Die letztere Information verdanke ich Francesca Rheannon (vgl. Anm. 71).

Die Risiken und Probleme des Untertauchens an der Herengracht unterschieden sich kaum von vergleichbaren Situationen an anderen Orten. Auch hier gab es Momente, da die Untertaucher gerade noch der Entdeckung entgingen. Das hat sich den Beteiligten tief in die Erinnerung eingegraben und ist namentlich von Claus Bock eindringlich beschrieben worden. Sein Bericht, aufgezeichnet als er bereits längst Germanistikprofessor in London war, beschreibt eindrucksvoll die Stimmung unter den Untertauchern, die Beziehungen untereinander und die Emotionen. Es ist *seine* Geschichte, mit *seinen* Akzenten und natürlich geprägt von *seinen* traumatischen Erfahrungen dieser Zeit. Zu letzteren dürften auch seine Probleme mit Guido Teunissen gehört haben, der nach der Erinnerung anderer an den Lesungen und Zusammenkünften des Castrum-Peregrini-Kreise intensiver beteiligt war, als Claus Bocks Erinnerungen das wiedergeben.⁷⁹

Kontakte mit deutschen Geistesverwandten

Mehrmals kamen Geistesverwandte diverser Couleur aus Deutschland auf Besuch, wie sich bei Claus Bock nachlesen lässt. Aus seinem Bericht wird auch deutlich, dass Frommel zum Schutze seiner Freunde mehr als einmal auf Freunde und Bekannte aus den Kreisen des deutschen Heeres rechnen konnte.⁸⁰

⁷⁹ Zu Teunissens Beteiligung vgl. auch seinen gemeinsam mit Gisèles unternommenen Versuch, den im Lager Amersfoort inhaftierten Simon van Keulen zu sprechen (Van Santen in Defuster/Somers: *Gisèle en haar onderduikers*, wie Anm. 67, S. 38).

⁸⁰ Vgl. z.B. Bock: *Untergetaucht* (wie Anm. 3), S. 80, wo Bock von dem Besuch eines hohen Luftwaffengeneral berichtet, den er irrtümlich Dr. Bernhard Knauss nennt. Inzwischen ist deutlich, dass es sich um den General der Flieger Dr. Robert Knauss handelte (Bruder von Bernhard K.), der auch in Bergen und sogar auf dem Polderhof zu Besuch war. Auf dem Foto von der Runde mit Frommel, Cordan, Weyand und Marezki im Garten des Polderhofs (Müller/Schuyt: *Het begint met Nee zeggen*, wie Anm. 6, S. 200), ist er – übrigens nicht in Uniform – ganz rechts derjenige, dem sich alle übrigen Personen so auffällig zuwenden. Thomas Marezki, der sich an diese Begegnung nicht erinnerte, spricht in seinem Bericht *Survival* (siehe Anm. 61) auch von Hilfestellung für Frommel und die Seinen aus den Reihen der Besetzer. Vgl. auch die Mitteilung von Cordan an Kurt Hiller über die Vernichtung eines für Cordan gefährlichen Gestapo-Dossiers durch Vermittlung von Frommel (zit. in *Capri*, 2003, Nr. 34, S. 20).

Im Juni 1943 ist Theodor Haubach an der Herengracht zu Gast.⁸¹ Haubach war wie Frommel ein Bewunderer Georges; zugleich war er befreundet mit Kurt Hiller und hatte Anfang der 20er Jahre Kontakt zum Wissenschaftlich-humanitären Komitee von Magnus Hirschfeld. 1922 hielt er bei der Frankfurter Abteilung dieses Komitees einen Vortrag über die kulturhistorische Bedeutung der Homosexualität.⁸² Er war ein Gegner des Nationalsozialismus, ein militanter Aktivist des sozialdemokratischen »Reichsbanner«. Nach der Machtergreifung gab es in diesem Kreise viele Verhaftungen und auch Haubach war von 1934 bis 1936 Häftling im Konzentrationslager Esterwegen. In der Zeit seines Besuches an der Herengracht unterhielt er Kontakte mit dem Kreisauer Kreis und war für einen hohen Posten in der Regierung nach dem geplanten Umsturz vorgesehen. Nach dem missglückten Anschlag auf Hitler durch Stauffenberg am 20. Juli 1944 wurde Haubach gefangengenommen, zum Tode verurteilt und im Januar 1945 hingerichtet.⁸³

Anfang November 1943 kommt Percy Gothein erstmals für knapp zwei Wochen in die Niederlande.⁸⁴ Gothein (1896-1945) hatte als 14-Jähriger die Aufmerksamkeit Stefan Georges erregt. Seine Beziehung zu George gestaltete sich im Laufe der Jahre nicht immer gleichermassen harmonisch; warum George immer wieder und ab einem bestimmten Moment in den 20er Jahren

⁸¹ Bock: *Untergetaucht* (wie Anm. 3), S. 55f.

⁸² Siehe Manfred Herzer: Schwule Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus. Neue Studien zu Wolfgang Cordan, Wilfrid Israel, Theodor Haubach und Otto John, in: Burkhard Jellonnek, Rüdiger Lautmann (Hrsg.): *Nationalsozialistischer Terror gegen Homosexuelle. Verdrängt und ungesühnt*, Paderborn 2002, S. 127-146; über Haubach S. 138-142.

⁸³ Vgl. Peter Zimmermann: *Theodor Haubach (1896-1945). Eine politische Biografie*. München, Hamburg 2004, wo übrigens auch Haubachs frühe literarische Versuche mit deutlich homoerotischem Ton dargestellt werden (S. 41-54). Haubachs Besuch in den Niederlanden, der durch private Erinnerungen aus dem Frommel-Umkreis ziemlich eindeutig belegt ist (Dank an Joke Haverkorn van Rijsewijk für Einsicht in unpubliziertes Material), kommt bei Zimmermann nicht zur Sprache; Zimmermann zufolge hatte Haubach seit seiner Freilassung aus dem Konzentrationslager (1936) vermutlich ein Reiseverbot (S. 369); Zimmermann zitiert einen Brief von Haubach an Frommel aus dem Mai 1944, in dem er Frommels Rat, Deutschland zu verlassen, nachdrücklich von der Hand weist (S. 419f).

⁸⁴ Bock: *Untergetaucht* (wie Anm. 3), S. 66f.

endgültig auf Distanz zu Gothein geht, ist nicht restlos geklärt.⁸⁵

Den offiziellen Anlass für den Besuch Gotheins in Amsterdam hatte Frommel arrangiert: Gothein wurde von dem Amsterdamer Verleger Dr. Karl/Kálmán Kollár, für den sowohl Cordan als Frommel als Lektoren arbeiten (Cordan ausserdem als Übersetzer), zu einem Verhandlungsgespräch über eine deutsche Übersetzung seines auf Italienisch erschienenen Buches über Zacharias Trevisan eingeladen. Diese deutsche Ausgabe erschien 1944 tatsächlich in Kollárs Verlag Akademische Verlagsanstalt Pantheon.⁸⁶

Ebenfalls 1944 erschien dort, freilich etwas weniger offiziell (nämlich mit dem fiktiven Erscheinungsjahr 1939 und mit der fiktiven Verlagsangabe »Pegasos Verlag«) Gotheins höchst merkwürdiger Text *Tyrannis*⁸⁷, der 1945 im Gedenkbuch *Castrum Peregrini*, der Keimzelle der späteren gleichnamigen Zeitschrift, nachgedruckt wird und also wohl Programmatisches repräsentiert. Er handelt von einem Tyrannen, der »unsern schönsten nachwuchs« ermordet, weil »ihr euch brüestet freunde / Zu heissen«, während ihm heterosexuelle Männlichkeit und Gesellschaftsordnung (»stadt von mann und braut«) offenbar als Ideal vor Augen stehen. Am Ende stirbt der Tyrann auf eigenen Befehl von der Hand eines seiner Getreuen. Mehr als – wie die

⁸⁵ Vgl. Karlhans Kluncker: *Percy Gothein. Humanist und Erzieher. Das Ärgernis im George-Kreis*, Amsterdam 1986. Vgl. auch Stephan Schlak: Der motorisierte Percy Gothein. Anmerkungen zu einem bewegten Fall im George-Kreis, in: Barbara Schlieben u.a. (Hrsg.): *Geschichtsbilder im George-Kreis. Wege zur Wissenschaft*, Göttingen 2004, S. 331-343. Eine mögliche Erklärung könnte eine Annäherung Gotheins an die Schwulenbewegung sein. Vgl. ferner die Darstellung der Beziehung George-Gothein in: Karlauf: *Stefan George* (wie Anm. 7).

⁸⁶ Percy Gothein: *Zacharias Trevisan. Leben und Umkreis*. Amsterdam, Antwerpen 1944. Zu dem Verlag von Kollár, dem Mann der Erbin des Verlages L.J. Veen, Maria Th. Veen, vgl. Henrik Edelman, *Wetenschappelijk uitgeven in bezet Nederland. Tiefland en Pantheon Akademische Verlagsanstalt*, in: Hans Renders, Lisa Kuitert, Ernst Bruinsma (Hrsg.): *Inktpatronen. De tweede wereldoorlog en het boekbedrijf in Nederland en Vlaanderen*. Amsterdam 2006, S. 358-377; S. 373-377 das Verlagsprogramm von 1940 bis 1944, dort auf S. 376 die beiden Gothein-Publikationen. – Der materialreiche und wichtige Artikel von Edelman enthält auf biografischem Gebiet einige Irrtümer, so z.B. S. 367 bezüglich Billy Hildesheimer, den er den an der Herengracht Untergetauchten zurechnet.

⁸⁷ Siehe Kluncker: *Percy Gothein* (wie Anm. 85), S. 109 f., 122; der Text ist u.a. nachzulesen in *Capri* Nr. 34, 2003.

gängige Interpretation will⁸⁸ – an Stauffenbergs missglückten Anschlag erinnert dieser Schluss quasi-prophetisch an Hitlers Ende anno 1945. Die Thematisierung der Knaben, die der Tyrann hat töten lassen, anstatt sie, wie suggeriert wird, zu seinen Mitstreitern zu machen, erinnert von ferne an die Ermordung des homosexuellen SA-Chefs Ernst Röhm im Sommer 1934, aber meint vielleicht letztlich vor allem Frommel und seine Freunde – und was sie für Deutschland *hätten bedeuten können*.⁸⁹

Im Hause an der Herengracht wurde Gothein in der Wohnung von Guido und Miep Teunissen einquartiert, mehr noch: Miep muss solange woanders unterkommen, weil Gothein Frauen nicht vertraute.⁹⁰ Teunissen selbst dagegen war von Gothein sehr beeindruckt. Er lässt sich von ihm zu »Guido« umtaufen und hat späterhin immer die Bedeutung der Begegnung mit Frommel und besonders mit Gothein für seine weitere Entwicklung betont. Zweifellos galt das auch für seine später entwickelten Ideen über die spirituelle Bedeutung von Erotik und Sexualität.⁹¹

Von diesem Besuch Percy Gotheins ist ein bemerkenswertes Gruppenfoto erhalten geblieben, aufgenommen in der Küche der Teunissens.⁹² Im Vordergrund in der Mitte messen sich Wolfgang Frommel und Percy Gothein mit beinahe feindlichen Blicken, dabei mit einem Seitenblick beobachtet von Guido Teunissen, der ganz rechts beinahe aus dem Foto fällt. Auch Chris Dekker, etwas weiter hinten zwischen Gothein und Teunissen, betrachtet die Interaktion zwischen Frommel und Gothein mit spöttischem Blick. Reinout van Rossum, einer der niederländischen Castrum-Freunde, lehnt zwischen Frommel und Gothein und sieht eher besorgt aus.⁹³ Neben ihm

⁸⁸ Kluncker: *Percy Gothein* (wie Anm. 85), S. 110. Ein weitere Interpretation bei Manfred Herzer: Percy Gotheins Ende und die Verschwörung vom 20. Juli 1944, in: *Capri*, 2003, Nr. 34, S. 2-11, hier S. 7-9.

⁸⁹ Vgl. hierzu beispielsweise Frommels Diskussionen mit seinem Vater über den Gegensatz »zwischen Familienbanden und Männerbund«, gerade in seiner »Percy-Zeit«, d.h. in der Zeit seiner leidenschaftlichen Freundschaft mit Percy Gothein in den 20er Jahren (*Wolfgang Frommel in seinen Briefen*, wie Anm. 18), S. 178.

⁹⁰ Mitteilung Miep Dekker, wie Anm. 69.

⁹¹ Mitteilung Francesca Rheannon, wie Anm. 71.

⁹² Diese Hintergrundinformation verdanke ich Haro op 't Veld, der sich erinnerte, das Foto mit dem Fotoapparat von Guido Teunissen gemacht zu haben – weswegen er denn auch selbst darauf nicht vertreten ist.

⁹³ Über Reinout van Rossum sieht Bock: *Untergetaucht* (wie Anm. 3); Van Rossum selbst interpretiert in einem Brief an

blickt Manuel Goldschmidt traurig, aber voller Hingabe auf Frommel. Ganz hinten Claus Bock, der als einziger in die Kamera schaut. Buri, ganz links, scheint ostentativ aus dem Bild zu schauen. Schliesslich steht links hinten noch Vincent Weyand, mit einem Gesicht als wolle er mit all dem nichts zu tun haben.

Verhaftungen 1944

Im Februar 1944 kam Percy Gothein nochmals nach Amsterdam, zu einem längeren Besuch.⁹⁴

Im Juni verliess er die Herengracht wieder. In Ommen, wo inzwischen Simon van Keulen (von Frommel auf der Strasse angesprochen und dem Castrum-Kreis einverleibt) und Vincent Weyand ihre Zelte aufgeschlagen hatten, holten ihn die beiden jungen Niederländer am Bahnhof ab.

Über den Verlauf der Verhaftung Gotheins und der beiden Niederländer bald nach der Ankunft gibt es unterschiedliche Berichte. Die offizielle Version geht davon aus, dass Gotheins Verhaftung mit seiner Verbindung zum Kreisauer Kreis und mit Stauffenberg zusammenhängt. Das Zeugnis, auf dem diese Interpretation beruht, kommt von dem Niederländer F.C. Gerretson, der 1917 bei Gotheins Vater promoviert hatte und jetzt Professor in Utrecht war.⁹⁵ Chris Dekker, der ihn nach dem Kriege, 1945, aufsuchte, hört von Gerretson, dass Gothein damals zu ihm gekommen sei, um über einen geheimen Sender, über den Gerretson verfügte (oder von dem Gothein doch annahm, dass er darüber verfügte), eine Botschaft des deutschen Widerstands mit dem Vorschlag eines Separatfrieden nach England zu übermitteln.⁹⁶ Dieses Zeugnis von Chris Dekker hat Claus Bock übernommen⁹⁷, der übrigens auch mitteilt, dass Frommel und seine Freunde von diesem geheimen Auftrag erst nach dem Kriege hörten, aber wohl wussten, dass Theo Haubach für Gotheins Reiseerlaubnis gesorgt hatte.⁹⁸ Wie

mich vom 11. 11. 2004 die Stimmung auf dem Foto übrigens anders: als Momentaufnahme nach einer gemeinsam durchwachten Nacht mit den zugehörigen Spuren der Übermüdung. Ich gebe zu, dass auch das plausibel ist.

⁹⁴ Bock: *Untergetaucht* (wie Anm. 3), S. 92.

⁹⁵ Unter dem Pseudonym Geerten Gossaert war Gerretson zugleich Dichter bekannt.

⁹⁶ Vgl. E. Hennsen: Een zender naar Engeland. Gerretson, Gothein en Von Stauffenberg, in: *Het Oog*, 1991, nr. 1, S. 29-31, hier S. 31; zitiert bei Herzer: *Percy Gotheins Ende* (wie Anm. 88), S. 3.

⁹⁷ Bock: *Untergetaucht* (wie Anm. 3), S. 96-98.

⁹⁸ Bock: *Untergetaucht* (wie Anm. 3), S. 92.

Haubach dergleichen regeln konnte, bleibt undeutlich.⁹⁹

Cordan, der im Sommer 1944 ebenfalls in Ommen wohnte, notiert am 30. Juli eine andere Version in seinem Tagebuch: Gothein sei »in flagranti ertappt« und verhaftet worden, »mit ihm zwei Knaben – deren einer im wahrsten Sinne des Wortes das corpus delicti war.«¹⁰⁰ Zu dieser Version könnte passen, dass Gothein seit 1935 mehrmals wegen »widernatürlicher Unzucht« ins Visier der Berliner Polizei und der Gestapo geraten war, übrigens ohne dass es zu einer Verurteilung oder selbst zu einem Prozess gekommen war.¹⁰¹ Richtig ist auch, dass etwa gleichzeitig in Ommen zwei junge Männer verhaftet wurden: Vincent Weyand en Simon van Keulen. Vincent Weyand wurde als »Halbjude« aus dem Lager Amersfoort erst nach Westerbork und von dort nach Bergen-Belsen deportiert. Im Februar 1945 stirbt er in Buchenwald, 23-jährig. Sein letztes Lebenszeichen sei, so berichtet Claus Bock, ein Kärtchen gewesen, dass er noch vor der niederländischen Grenze aus dem Zuge hatte werfen können: »Wie anders hatte ich mir meine erste reise nach Deutschland vorgestellt!«¹⁰² Simon van Keulen konnte fliehen und hat den Krieg überlebt.¹⁰³ Gegenüber Olaf Weyand, einem Bruder von Vincent, hat Simon von Keulen – Jahrzehnte später – mit Nachdruck bestritten »in flagranti« mit Percy ertappt zu sein, aber hinzugefügt, es habe in dem kleinen Häuschen eben nur ein einziges Bett gegeben.¹⁰⁴ Gothein gelangte über das KZ Sachsenhausen in das Konzentrationslager Neuengamme, wo er am 22. Dezember 1944 umgekommen ist.

Es muss hinzugefügt werden, dass Cordan seine ursprüngliche Version nur seinem Tagebuch anvertraut¹⁰⁵ und sich später an die Gerretson-

Version gehalten hat. Am 12. Juni 1946 schreibt er an Kurt Hiller: »Er [d.i. Gothein] kam mit einem aussenpolitischen Programm, das via einen holländischen Geheimsender nach Londen durchgegeben wurde. 10 Tage nach dem Attentat wurde er verhaftet.«¹⁰⁶ In seiner Autobiografie, in der die Ereignisse in Ommen unerwähnt bleiben, spricht Cordan über Gothein – dem er in seinem Tagebuch sonst eher kritisch gegenübersteht – voller Respekt: »Er hasste Deutschland nicht, er litt unter Deutschland. Er wurde durch inhumane Deutsche in einem Vertilgungslager getötet.«¹⁰⁷

Im niederländischen Widerstand

Wolfgang Cordan, der 1943 einige Monate in Antwerpen für den von dem Ehepaar Kollár-Veen teilweise übernommenen Verlag Het Kompas¹⁰⁸ arbeitete, kehrt im Laufe des Jahres nach Amsterdam zurück. Mit Johannes Piron wohnt er in einer kleinen Wohnung über einem Friseursalon in der Euterpestraat (das ist notabene die Strasse, in der sich das Hauptquartier des Sicherheitsdienstes befand und die heute Gerrit van der Veenstraat heisst). Cordan und Piron schliessen sich in den letzten Jahren der Besetzung immer aktiver dem niederländischen Widerstand an, speziell den auch bewaffneten Landelijke Knokploegen (L.K.P.), bei denen Cordan »Duitse Henk« genannt wurde.¹⁰⁹

Es hat allerlei Zweifel an der Zuverlässigkeit von Cordans Jahrzehnte später aufgezeichneter Autobiografie *Die Matte* gegeben. Er habe seine Rolle im Widerstand übertrieben. Aber auch die Castrum-Publikationen erwähnen seine Teilnahme an

⁹⁹ Zu Haubachs Stellung im Kreisauer Kreis vgl. Zimmermann: *Theodor Haubach* (wie Anm. 83), S. 380-420; ebd. zu seinen Kontakten mit Stauffenberg S. 404-406.

¹⁰⁰ Inzwischen publiziert in: Wolfgang Cordan: Drei Tagebucheinträge zu Percy Gothein 1944-45, in: *Capri*, 2003, Nr. 34, S. 12-15, Zitate S. 13.

¹⁰¹ Vgl. oben Anm. 13.

¹⁰² Bock: *Untergetaucht* (wie Anm. 3), S. 127; zum Schicksal von Vincent Weyand vgl. Rheannon: *Vincent's Last Chapter* (wie Anm. 71).

¹⁰³ Vgl. auch Bock: *Untergetaucht* (wie Anm. 3), S. 133f.).

¹⁰⁴ Mitteilung von Francesca Rheannon (wie Anm. 71).

¹⁰⁵ Johannes Piron hat, wahrscheinlich zur Vorbereitung einer damals dann doch nicht realisierten Publikation aus den Tagebüchern, bei der Passage über die Verhaftung

Gotheins am oberen Seitenrand notiert: »diese drei [Seiten?] streichen«.

¹⁰⁶ Zitiert in in *Capri*, Nr. 34, 2003, S. 20 f.

¹⁰⁷ Cordan: *Die Matte* (wie Anm. 23), S. 183.

¹⁰⁸ Edelman: *Tiefland* (wie Anm. 86), S. 367.

¹⁰⁹ Vgl. *Het grote gebod. Gedenkboek van het verzet in LO en LKP*, Kampen 1989; vgl. auch den Brief von Piron an Thomas Biene (siehe Anm. 47). Der Beleg für Cordans Mitgliedschaft bei den »sabotagetropen der LKP«, übrigens auf den Namen »Wolfgang Horn«, ist abgedruckt bei Hans Renders: Cordan en centaur, in: *SIC, Letterkundig Tijdschrift*, 1987, nr. 4, S. 2-11, S. 6. Ferner scheint Cordan von den Widerstandsgruppen auch noch einen Pass auf den Namen »Hendrik van Hoorn« erhalten zu haben. Dieses Verwirrspiel führte offenbar dazu, dass die Auflösung des Pseudonyms Wolfgang Cordan im Katalog der Amsterdamer Universitätsbibliothek bis vor wenigen Jahren »Hendrik van Hoorn« lautete.

den Landelijke Knokploegen.¹¹⁰ Dass er in den 30er Jahren an der Redaktion der antifaschistischen Zeitschrift *Het Fundament* beteiligt war, ist ohnehin eine Tatsache. Seine Position im Kriege zwischen Legalität und Illegalität und seine abenteuerlichen Aktionen haben zweifellos Kritik und Misstrauen geweckt.¹¹¹ Seine niederländischen (Ex-)Freunde der ersten Stunde, Jef Last¹¹² und Theo van der Wal, scheinen ihn verräterischer Kontakte zu deutschen Behörden verdächtig zu haben.¹¹³ Andere, wie Adriaan Roland Holst, Victor van Vriesland en Ed. Hoornik, haben nach dem Krieg mit Nachdruck für ihn Zeugnis abgelegt.¹¹⁴ Dass er einer Reihe junger Menschen durch die Kriegs- und Besetzungszeit geholfen hat, wird in den Erinnerungen der Überlebenden ohne Einschränkung bestätigt.¹¹⁵

¹¹⁰ Kluncker/Bock: *Wolfgang Cordan* (wie Anm. 23), S. 15; dies hat umso mehr Gewicht, als gerade von Seiten des *Castrum Peregrini* immer wieder betont wurde, dass Cordans Berichte aus einer Mischung von Wahrheit und (viel) Phantasie bestünden; vgl. hierzu Manfred Herzers Nachwort in *Cordan: Die Matte* (wie Anm. 23), S. 367 f.; sowie Renders: *Verijdelde Dromen. Een surrealistische avontuur tussen De Stijl en Cobra*, Haarlem 1989, S. 133.

¹¹¹ Siehe die Artikel von Hans Renders: *Cordan: fantast of idealist*, in: *SIC*, 1987, nr. 3, S. 39-49; *Cordan en centaur*, in: *SIC*, 1987 nr. 4, S. 2-11; *Het dossier Cordan*, in: *SIC*, 1988, nr. 3, S. 24-29.

¹¹² Vgl. Manfred Herzer: *Dossier Wolfgang Cordan* (wie Anm. 26), S. 29 f.

¹¹³ *Cordan: Die Matte* (wie Anm. 23), S. 294; wie es aussieht, verliefen diese Kontakte über Frommel; vgl. dazu dessen Brief an Cordan vom 3.3.1942, in dem von der Überlebensnotwendigkeit solcher Kontakte die Rede ist (Letterkundig Museum, Den Haag, Nachlass Cordan).

¹¹⁴ Vgl. Renders: *Het dossier Cordan* (wie Anm. 111), S. 28. Zu Renders' Schlussfolgerungen hinsichtlich der Probleme, die Cordan nach dem Kriege hatte, als er die niederländische Staatsangehörigkeit beantragte, ist zu bedenken, dass die Einbürgerung in den Niederlanden selbst für untergetauchte deutsche Juden nicht immer glatt verlief. Cordan selbst erklärt die Probleme u.a. aus seinem Eintreten nach dem Kriege für politische Gefangene in Griechenland (vgl. *Die Matte*, wie Anm. 23, S. 303-313); vgl. dazu auch seine Briefe aus dieser Zeit an Johannes Piron, Letterkundig Museum, Den Haag, Nachlass Cordan). Auch ist es durchaus möglich, dass in der amtlichen Beurteilung Cordan sexuelle Kontakte mit Männern und Jungens eine Rolle gespielt haben, ebenso wie seine Verbindung zu dem politisch linken Spektrum in der Zeit der *Fundament*-Redaktion. All dies können ebensogut die »ungünstige gegevens« (ungünstige Fakten) gewesen sein, die Renders als Grund für die Vernichtung der Cordan-Akte verzeichnet fand (Renders: *Het dossier Cordan*, wie Anm. 111, S. 29). – Wolfgang Frommel übrigens hat niemals die niederländische Staatsangehörigkeit beantragt.

¹¹⁵ Mündliche Bestätigungen, auch hinsichtlich der Berichte in *Die Matte* im Allgemeinen, erreichten mich von dem

Cordans junge Schützlinge haben an seinen Widerstandstätigkeiten teilgenommen. Das gilt für Johannes Piron und Thomas Marezki, aber auch für Jan Monnier, den jungen, blonden »Steuermann« mit dem »Drang zur Dichtung«, den Cordan in einer Untertauchsituation im Dezember 1944 kennenlernt und den er sogleich seiner »kleinen Arche« einverleibt, die wie die Arche Noah die Sintflut übersteht.¹¹⁶ Die Tätigkeiten erstreckten sich vom Herstellen und Verteilen der Zeitschrift *Verzet en Opbouw* bis zu bewaffneten Aktionen.¹¹⁷

In seinem Tagebuch reflektiert Cordan im November 1944 seinen Schritt in den aktiven Widerstand mit einem Verweis auf die Antike: »In der alt-griechischen verfassung war es verboten im falle des bürgerkrieges *nicht* partei zu nehmen« (16.11.44); er beschließt »aus dem parnass ins zeitliche hinunterzusteigen« (ebd.). Dies übrigens parallel mit der Mitteilung: »Mit Wolfgang [Frommel] habe ich nun gebrochen« (27.11.44). Kaum einen Monat später, am 19. Dezember notiert er über seine Position innerhalb der Amsterdamer Widerstandsgruppe: »Nach beträchtlich kurzer Zeit schon sitze ich im herzen der bewegung - wie wohl meine [deutsche] herkunft ein entscheidendes hindernis sein sollte. Sie steht gar nicht zur diskussion«.

Vor allem im Kreise um Frommel wurden Cordans Widerstandsaktivitäten eher kritisch gesehen. Ebenso übrigens seine Mitwirkung an den Nachkriegs-Säuberungen. Dass er 1947 in einem Film von Max de Haas über die Knokploegen die Rolle eines deutschen Offiziers übernommen hatte¹¹⁸, wurde als »peinlich« vermerkt.

Im Kreis um Frommel selbst beschränkte sich die Beziehung zum aktiven niederländischen Widerstand soweit wir wissen auf Kontakte mit den *Vrije Groepen Amsterdam*. Über diese wurde gegen Ende des Krieges ein junger jüdischer Unter-

Ehepaar Eva und Jan Monnier-Kohn. Thomas Marezki bestätigte die Darstellung in *Die Matte* in einem Brief an Manfred Herzer vom 28.10.2004 und in mehreren Gesprächen; vgl. auch seinen Bericht *Survival* (wie Anm. 61). Siehe ferner den bereits zitierten Brief von Johannes Piron (wie Anm. 47).

¹¹⁶ *Cordan: Die Matte* (wie Anm. 23), S. 204f.; vgl. auch in Cordans Tagebuch das Gedicht »J.D.M.« vom 19. Dezember 1944; Monnier schließt Freundschaft mit Piron und heiratet nach dem Kriege dessen Schwester Eva.

¹¹⁷ *Cordan: Die Matte* (wie Anm. 23), S. 205f.

¹¹⁸ Vgl. Huesmert: *Wolfgang Cordan* (wie Anm. 47); dort auf S. 76 ein Foto aus dem Film *LO-LKP*, auf dem Cordan ganz links in Uniform zu sehen ist.

taucher in der Herengracht aufgenommen, der auf seiner ursprünglichen Untertauchadresse nicht bleiben konnte, weil er unter dem Druck der Situation psychisch so labil geworden war, dass er eine Gefahr bildete und man ihn sonst aus Sicherheitsgründen hätte liquideren müssen.¹¹⁹ Wie erwähnt war aus der Frommel-Gruppe Clemens Brühl der einzige, der sich am niederländischen Widerstand auch z.B. bei der Verteilung von Informationsmaterial beteiligte.¹²⁰ Freilich darf man auch die oben genannte Gruppe von Freunden in Bergen nicht vergessen, die für Untertauchmöglichkeiten und Versorgung der Untertaucher sorgten.¹²¹ Und ein Gleiches gilt für die Ermöglichung des Untertauchens und die Versorgung mit Lebensnotwendigem an der Herengracht.¹²²

Frommel selbst mag denn nicht am aktiven Widerstand teilgenommen haben – zweifellos verdanken eine Reihe von Menschen ihr Überleben seinem Einsatz all seiner Mittel und Möglichkeiten, und nicht zuletzt seiner Strategie, mit Hilfe von Lesen, Schreiben, Abschreiben von Gedichten und anderen kreativen Tätigkeiten die bedrohliche aber auch intern schwierige Untertauchsituation lebbar zu machen. Mancher verdankt ihm buchstäblich sein Leben, andere hat er durch sein pädagogisches Geschick und vielleicht doch nicht zuletzt auch durch seinen pädagogischen Eros überleben lassen. Wie man in diesem Kreise selbst den eigenen Widerstand sah, hat Claus Bock plausibel formuliert: »Wir leisteten keinen aktiven Widerstand. Der Raum, in dem sich unser Leben jahrelang abspielte, war eng, aber die Menschen, die er aufnahm [...] bildeten eine Einung, in der Äusserungen selbstsüchtiger Art, Neid, Eifersucht, ebenso überwunden wurden wie die immer zu befürchtende Selbstauflösung«.¹²³

¹¹⁹ Bock: *Untergetaucht* (wie Anm. 3), S. 146-150; der dort nicht namentlich genannte Psychiater war Hans Keilson, damals gleichfalls tätig für die Vrije Groepen Amsterdam, der sich die Umstände aber etwas anders erinnert.

¹²⁰ Gegen Kriegsende wohnte er in Amsterdam in dem verschiedentlich als Widerstands-Adresse beschriebenen »Hofje«. Diese Information verdanke ich Herbert Post, Amsterdam. Vgl. auch Haverkorn van Rijsewijk: *Sluit tot vaste kring de handen* (wie Anm. 19), S. 202-205.

¹²¹ Siehe hierzu auch die Gespräche zwischen Chris Dekker und Theo van der Wal (wie Anm. 56).

¹²² Vgl. dazu Leo van Santen (wie Anm. 67).

¹²³ Bock: *Untergetaucht* (wie Anm. 3), S. 146.

Homosexualität und Widerstand

Wie gesagt: dieser Artikel wurde ursprünglich für einen Sammelband über die Rolle von Homosexualität im niederländischen Widerstand geschrieben. Wie passen Castrum, Frommel und Cordan in diesen Kontext? Und was, vor allem, ist von hieraus über die Rolle der mann-männlichen Liebe, der »Liebe die Freundschaft heisst«, in den hier dargestellten Untertauch- und Widerstandssituationen zu sagen.

Keiner der hier Besprochenen verstand sich selbst als homosexuell. Auch Cordan wohl nicht.¹²⁴ Sie distanzieren sich von diesem Begriff wie das auch ihr Vorbild im Umgang mit der Männererotik, Stefan George, zeitlebens getan hatte. Aber natürlich ist es kein Zufall, dass Frommel und Cordan aus der Schule in Ommen junge Menschen untertauchen liessen, die ihnen lieb waren, ihnen am Herzen lagen – zuzeiten auch wohl buchstäblich. Retten konnten sie nur »die uns Nächsten«, wie Cordan es umschrieb.¹²⁵ Da lässt sich kritisch fragen: Wurden am Ende nur die Lieblinge, die schönen Jungen gerettet? (Dass Clemens Brühl auf eigene Faust untertauchen musste, hat mir einer der Überlebenden einmal etwas bitter erklärt: »Er war wohl nicht schön genug.«) Aber man kann die Sache auch von der anderen Seite betrachten: die »Liebe die Freundschaft heisst« hat Menschen das Leben gerettet und ihnen ermöglicht, schwierige Zeiten und schwierige Situationen zu überstehen. Im Kreis um Frommel spielte vor allem die von Stefan George inspirierte (Homo)erotik beim Überleben eine Rolle. Aber auch Cordan machte von

¹²⁴ Immerhin ist er 1949 in der Märznummer der gerade begründeten Zeitschrift *Vriendschap* (dem offiziellen Organ der niederländischen Homosexuellen-Organisation COC) mit einem Gedicht aus den *Orion Liedern* vertreten (S. 2; für die Übertragung zeichnet ein bislang nicht identifizierter P. v.d. Vrecken); und in der Julinummer desselben Jahres wird seine Autobiografie mit dem Titel »De moeilijke vrijheid« (»Die schwierige Freiheit«) angekündigt, ins Niederländische übertragen von Gerrit Kouwenaar. Diese Ausgabe ist nicht zustande gekommen. Das Typoskript der niederländischen Fassung (oder doch eine Kopie desselben) hat sich einige Zeit im Besitz von Hans Renders befunden. Inzwischen ist die einzige Hoffnung auf das Wiederfinden der Übertragung (und womöglich des deutschen Originals?) auf das Privatarchiv des Dichters Gerrit Kouwenaar gerichtet. – Ausserdem ist in diesem Zusammenhang auf Cordans Beiträge in der Zeitschrift *Der Kreis* einschliesslich seiner im Nachruf erwähnten Besuche im »Kreis-Büro« zu verweisen (vgl. Hubert Kennedy: *Der Kreis. Eine Zeitschrift und ihr Programm*, Berlin 1999, S. 117 f.)

¹²⁵ Cordan: *Die Matte* (wie Anm. 23), S. 186.

der erotisch-intellektuellen Erziehungssituation Gebrauch, um die jungen Menschen, die sich unter seiner Obhut befanden, durch die Untertauch- und Widerstandsprobleme zu lotsen. Auch er hat regelmässig mit seinen Untertauchern Literatur gelesen (deutsche, aber auch viel französische und niederländische!). Auch er hat sie zur intellektuellen Arbeit angehalten, hat sie vor allem wohl übersetzen lassen. Manches von ihren Übertragungen dürfte seinen Weg in die beiden zweisprachigen Anthologien gefunden haben, die Cordan während der Besetzungszeit publizierte: *Spiegel der Niederlande. Die niederländische Dichtung seit der Achtziger Bewegung* (1941, ²1943), gewidmet Adriaan Roland Holst und Wolfgang Frommel («den Freunden und Helfern»), und *Der vlämische Spiegel. Die vlämische Dichtung von Guido Gezelle bis zur Gegenwart* (1943).¹²⁶

Dass der erotisch-pädagogische Hintergrund auch allerlei Reibungen mit sich brachte, zeigen am deutlichsten die Problem zwischen den »Kentauren« Frommel und Cordan. Sie beschuldigten sich gegenseitig hinsichtlich des Umgangs mit Sexualität in der Beziehung zu den Jungen, die sie um sich scharten (wobei es vor allem Cordan gewesen zu sein scheint, der Frommel beschuldigte »knaben und jüngerlinge[] in fast ununterbrochener folge« zu »konsumieren«¹²⁷). Aber nicht nur zwischen diesen beiden, auch innerhalb der Castrum-Gruppe hat die pseudo-religiöse Kombination aus Erotik und Dichtung Konflikte nicht nur verhindert, sondern auch Zusammenstöße verursacht – auch wenn darüber begreiflicherweise in den Erinnerungsberichten weniger explizit gesprochen wird. Und dass auch um Cordan nicht nur Hingabe und Freundschaft sondern auch Gefühle des Verlassenwerdens und der Eifersucht eine Rolle spielten, lässt sich in

¹²⁶ Cordan: *Die Matte* (wie Anm. 23), p. 188; zur der Mitarbeit von Claus Bock an den Übersetzungen in *Der vlämische Spiegel* vgl. Bock: *Untergetaucht* (wie Anm. 3), S. 46. *Spiegel der Niederlande* enthält u.a. Gedichte, die J.C. Boutens 1919 unter der fiktiven Autorschaft »Andries de Hoghe« publiziert hatte und die heute zu den Kernstücken des niederländischen schwulen Kanons gehören. Verlegt wurden die beiden *Spiegel*-Bände in den Verlagen von Kollár (siehe oben Anm. 86), aber offenbar in Verbindung mit dem Verleger Alexander Stols, wie u.a. die Typographie (namentlich der Gebrauch von Cordans Lieblingsletter, der »Libra«) aber auch die Beteiligung der Druckerei Boosten & Stols in Maastricht wahrscheinlich machen.

¹²⁷ Cordans Tagebuch vom 22.10.1944 (zitiert in *Capri* Nr. 34, 2003, S. 14).

den Korrespondenzen in Cordans Nachlass und in den Gedichten aus dem Polderhof nachlesen.

Will man diese durch die Kriegssituation extrem zusammengeschmiedeten Gemeinschaften hinsichtlich ihrer Haltbarkeit beurteilen, so fällt auf, dass es nur Wolfgang Frommel gelungen ist, den Freundeskreis, der den Krieg mit ihm überlebt hatte, zusammenzuhalten und mit diesen Freunden eine Jahrzehnte überdauernde Lebens- und Arbeitsgemeinschaft aufzubauen, in der inzwischen – da die 12-14-Jährigen des Kriegsbeginns das achte Lebensjahrzehnt hinter sich gelassen haben¹²⁸ – eine deutsch-niederländisch-belgische Nachkriegsgeneration die Regie übernommen hat.¹²⁹

Eine andere Frage ist, in wieweit die geschilderten Aktivitäten im Umkreis des Castrum Peregrini als *deutscher* Widerstand bezeichnet werden können. Kein Zweifel: Cordan und – mit einiger Verzögerung – Frommel haben sich von Nazi-Deutschland distanziert. Einmal im Exil gingen sie unterschiedlich mit ihren deutschen Wurzeln um. Cordan suchte Anschluss an niederländische Widerstandsgruppen (wo er explizit »deutscher Henk« genannt wurde). Er beschäftigte sich in der Untertauchzeit mit niederländischer, flämischer und französischer Literatur, wollte nach dem Kriege nicht mehr in Deutschland leben und siedelte sich im europäischen und später im amerikanischen Süden an.¹³⁰ Der von Frommel und Gothein inspirierte Castrum-Kreis dagegen war sowohl im als nach dem Krieg weitgehend auf Deutschland, deutsche Sprache und Kultur ausgerichtet – in europäischem Kontext, sozusagen, aber doch. Das galt sowohl für die beteiligten deutschen Juden als für die Niederländer des Frommel-Kreises. Freilich bedeutete diese Identifikation mit Deutschland nicht eine Identifikation mit dem damaligen politischen Deutschland. Und es ist fraglich, ob das Nachkriegsdeutschland dem Bild des idealen Deutschland, das hier

¹²⁸ Vgl. Marijn Bakker: *Claus en Manuel. Een portret*, Amsterdam 2002.

¹²⁹ Vgl. oben Anm. 1.

¹³⁰ Zu Cordans Jahren in Mexiko vgl. seine weitgehend autobiografischen Reisebücher *Mexiko* (1955), *Geheimnis im Urwald* (1959), *Mayakreuz und rote Erde* (1960) und *Tigerspur* (1964), sowie die (etwas oberflächlich) kritische Analyse van Karl Kröhnke: Ein Hellene, der sich unter den Skyten wohlfühlt: Wolfgang Cordan, in: *Forum Homosexualität und Literatur*, 24, 1995, S. 61-74; dort auch über die Probleme mit Cordans Nachlass, der sich inzwischen im Letterkundig Museum in Den Haag befindet, wo er für die Forschung zugänglich ist.

bewahrt wurde, entsprechen konnte. Dieses Bild glich vielleicht noch am ehesten jenem »geheimen Deutschland« des Georgekreises: ein utopisches Deutschland, dessen konkrete Realisation in einer spirituell-erotischen Männergemeinschaft darzustellen war – mit einigen dienstbaren Frauen für die praktischen Dinge des Lebens.

Dies letzte übrigens ist noch ein nicht ganz unwesentlicher Aspekt. In der Lebens- und Arbeitsgemeinschaft an der Herengracht spielten Frauen eine merkwürdige Rolle: sie waren sowohl wichtig als zweitrangig. Gisèle van Waterschoot van der Gracht hatte durch das Anmieten einer Etage und das Aufnehmen der Untertaucher die Basis für die legendarische Fluchtburg an der Herengracht geschaffen. Nach dem Krieg kaufte sie das ganze Haus an der Herengracht, in dem jahrzehntelang der Verlag und bis heute die Stichting *Castrum Peregrini* ihren Ort hat. Miep Dekker-Benz, während der Kriegszeit die Frau von Guido Teunissen (später heiratete sie Chris Dekker), stellte gleichfalls ihre Wohnung zur Verfügung und hat manche kritische Situation meistern müssen. Heute sagt sie, noch ehe sie auf die Zeit der Besetzung und der Untertaucher zu sprechen kommt: »Es war eine Männergemeinschaft. Als Frau war man schon gefragt, wenn man nötig war. Aber sonst ...«. Liselotte Brinitzer, außerhalb des Herengracht-Zentrums untergebracht, durfte immer nur am Rande dieser Männergemeinschaft »dienstbar« sein. Wie sehr sie selbst die Rolle der Frau prinzipiell in solcher Dienstbarkeit sah (und z.B. im Polderhof offenbar ohne Murren in die Rolle der Haushälterin schlüpfte), ist in dem erwähnten Gedenkbuch nachzulesen, das neben den Toten der Verfolgung (Percy Gothein, Vincent Wyand) auch ihrer gedenkt, nachdem sie tragischerweise kurz nach der Befreiung beim Baden in der Nordsee ertrunken war. Dort steht aus ihrem Mund aufgezeichnet: »[E]ine Frau muss ihren festen Platz im Leben haben, im Hintergrund des Spieles, den sie nie verlassen darf. Enthaltensam muss sie sein, geduldig, gemessen, selbstlos, ohne eigene Ansprüche, so dass sie für den Mann zur Wohnung wird, die er betreten kann, wenn er will, [...] und die er wieder verlassen wird, sobald die Zeit dazu gekommen ist!«¹³¹

Selbst gelangte ich 1966 in diese Umgebung. Mein Zögern und meine anfänglichen Schwierigkeiten beim Schreiben des vorliegenden Artikels haben auch etwas mit meiner mir nach wie

¹³¹ *Castrum Peregrini*, Amsterdam, 31 oktober 1945, p. 102.

vor sehr teuren Beziehung zu Wolfgang Frommel zu tun, die den Anlaß dafür bildete, dass ich auf der Herengracht meinen Einzug hielt.¹³² Damals gab es allerlei Warnungen aus dem Umkreis des *Castrum*: Was, wenn diese Doktorandin aus Deutschland sich eines Tages als Journalistin entpuppt und, nachdem sie eine Zeit lang das Leben auf der Herengracht geteilt hat, darüber eine saftige Story publiziert? Nicht zufällig fielen diese Verdächtigungen, über die Wolfgang Frommel selbst sich übrigens souverain hinwegsetzte, mir wieder ein, als ich mich anschickte, die Geschichte dieser wunderlichen, anziehenden und mitunter (oder doch für manche) nicht ungefährlichen Arbeits- und Lebensgemeinschaft aufzuschreiben.

Das Misstrauen, dass mir entgegengebracht wurde, illustriert zugleich die auch nach Kriegs- und Besetzungsende verbliebene Neigung, sich abzuschotten und eine geschlossene Gemeinschaft zu bilden. »Pleeg tot het laatst lachend verzet, met vrienden / plechtig verbonden, in een feestlijk spel« [wörtlich: Leiste lachend Widerstand, bis zuletzt, mit Freunden / feierlich verbunden in festlichem Spiel], hatte Adriaan Roland Holst 1962 für Wolfgang Frommel zu seinem 60. Geburtstag geschrieben. Mit diesen Zeilen ist der Aspekt »Widerstand als Lebenshaltung« nicht schlecht erfasst – auch wenn es in den Jahren der Besetzung natürlich nicht und jedenfalls nicht immer nur ein festliches Spiel gewesen war.¹³³

¹³² Nachdem ich vier Jahre Leben und Arbeit auf der Herengracht geteilt hatte, richtete ich mein weiteres Leben mit Hans Keilson ein, der als Jude 1936 aus Deutschland geflohen war, in den Niederlanden untertauchte, sich am niederländischen Widerstand beteiligt und an den Hilfsmassnahmen für die jüdischen Kriegswaisen in den Niederlanden nach Kriegsende. Vgl. dazu Hans Keilson: *Sequentielle Traumatisierung von Kindern. Deskriptiv-klinische und quantifizierend-statistische Untersuchung zum Schicksal der jüdischen Kriegswaisen in den Niederlanden*. Unter Mitarbeit von Herman R. Sarphatie. Stuttgart 1979.

¹³³ In *Argonaut im 20. Jahrhundert. Wolfgang Frommel. Ein Leben in Dichtung & Freundschaft*. Dokumentation zur Ausstellung im Rahmen der 12. Europäischen Kulturtag Karlsruhe 1994. Um eine Rede und die Bibliographie Wolfgang Frommels erweiterte Ausgabe, Amsterdam 1996 (= Nr. 221-222), S. 54. Die ersten beiden Zeilen des Vierzeiler lauten: »De gouden vreugde is nergens meer in tel – / Een god verwees de goden naar zijn Hel –«. Vgl. auch die deutsche Übersetzung, ebd. S. 122, die einige bemerkenswerte Veränderungen anbringt: »Das Goldne glück gilt nirgenwo mehr viel – / Ein Gott wies alle Götter ins exil – / Du wehr dich lachend bis zuletzt, mit freunden / Feiernd verbündet für ein festlich spiel.« Die Bedeutungsverschiebungen sind vielleicht symptomatisch: »hel« (Hölle) wird interessanterweise mit »Exil« übersetzt; »wehr dich« für »pleeg verzet« (leiste

Eine ähnliche Charakterisierung ließe sich auch für Cordan finden, wenn auch auf andere Weise. Er war am Ende doch mehr der *lonely hunter*, der Abenteurer. Wenn man ihm vorgeworfen hat, dass seine Erzählungen Wahrheit und Dichtung zu sorglos vermischten – dann gilt es auch zu bedenken, dass dies möglicherweise eben auch eine, *seine* Form des Selbstschutzes gewesen sein könnte.

Die Untertaucher jedoch, die dank Frommel und Cordan die Kriegs- und Besetzungsjahre überstanden haben, haben ihren kentaurischen – mal wilden, mal weisen – Rettern jedenfalls dankbare Erinnerungen bewahrt – jeder auf seine Weise. Und eigentlich ist das das Wichtigste, was hierzu zu sagen wäre.

Postskriptum: Erst einige Zeit nachdem der niederländische Band mit dem Titel *Het begint met NEE zeggen*, übrigens mit einem Fotoausschnitt mit Percy Gotheins eigensinnig geschlossenem Mund auf dem Umschlag, erschienen war, bekam ich ein kleines Bändchen mit Gedichten von Manuel Goldschmidt geschenkt. Darin findet sich ein Gedicht, in dem die Titel-Intention des Sammelbandes ausgerechnet aus dem Castrum-Kreise noch einmal überraschend Bestätigung findet: »Schau her wir lernten Nein zu sagen / Und bleiben Sparta treu. / Die dunkle schwermut in den augen / Und nächstens unser lautes lied / Das ist der atem den du uns gegeben. / Wer uns mit steinen jagt – das gilt uns nicht, / Und wer die messer zückt: wie ihre väter – / Wir sagen Nein – doch sie, sie sind verräter.«¹³⁴

20

Widerstand) biegt die politische Konnotation in eine quasi-erotische um.

¹³⁴ Manuel Claussner: Gedichte, Amsterdam 2006, S. 44.

FAZ 4. 1. 2008

Capri Sonne mit Börsenambitionen

Bei der Wild-Gruppe, dem Hersteller des Kindergetränks Capri-Sonne sowie von Konzentraten und Aromen für die Lebensmittelindustrie, soll Rainer Grimm die geplante Öffnung in Richtung Kapitalmarkt maßgeblich mitgestalten. Grimm, zuletzt Finanzvorstand bei der Symrise AG, einem Hersteller von Geschmacks- und Duftstoffen, ist seit 1. Januar bei Wild in gleicher Funktion tätig, teilt das Unternehmen mit. Der 55 Jahre alte Grimm führte Symrise im Dezember 2006 mit an die Börse. Der Börsengang war mit einem Emissionserlös von fast 1,4 Milliarden Euro der größte in dem Jahr. Bei Wild wird das Geschäft in Europa und im Mittleren Osten so umgebaut, dass es im Jahr 2010 kapitalmarktfähig ist. Inhaber Hans-Peter Wild ist 66 Jahre alt, ein Nachfolger aus der Familie ist nicht in Sicht – und es soll die Finanzierung der Expansionspläne gesichert werden. Auch nach einem Börsengang dürfte Wild wesentliche Anteile am Unternehmen halten. Konzernchef Wild hatte im vergangenen Jahr nach einem Streit mit SAP-Großaktionär Dietmar Hopp SAP-Software durch Programme von Oracle ersetzt. Seither gilt Wild als „das Kuba der SAP“.

»Pg. Gutjahr« – Der Exterminator in der Beethovenstraße

Im Mai 1933 avancierte »Pg. Gutjahr« oder »Studentenführer Herbert Gutjahr«¹ aus Berlin-Neukölln² zu einem regelrechten Medienstar nicht nur in der frisch gleichgeschalteten Presse und im Rundfunk des Nazireichs, sowie in der UFA-Wochenschau, sondern auch international. Als Spitzenfunktionär der Zwangsvereinigung der Studierenden an deutschen Hochschulen, Deutsche Studentenschaft, (Führer des Kreises X Berlin-Brandenburg), sowie als langjähriges Mitglied von Nazipartei und SA erhielt er den Auftrag, die judenfeindliche Bücherbeschlagnahme- und Verbrennungsaktion *Wider den undeutschen Geist* in Berlin praktisch zu organisieren.

Traurige Höhepunkte des Propagandaspektakels waren bekanntlich die Plünderung des Instituts für Sexualwissenschaft am Sonnabend, den 6. Mai und die Bücherverbrennung auf dem Opernplatz in der Nacht vom 10. auf den 11. Mai.

Nach dem Augenzeugenbericht im *Braunbuch über Reichstagsbrand und Hitler-Terror* geschah die Institutsplünderung in zwei Wellen. Am 6. Mai um halb zehn Uhr morgens marschierten etwa hundert Studenten der Deutschen Hochschule für Leibesübungen in hellen Hemden und dunklen Hosen uniformiert, mit Gesang, der von einer siebenköpfigen Blaskapelle begleitet wurde. Ein Fahnenträger³ ging voran und ein mit Propagandapostern geschmücktes Lastauto parkte vor dem Institutseingang Beethovenstraße 3, um die erbeuteten Bücher hinwegzuschaffen. Auf den Fotos (vgl. FN 3) konnte Guthjahr bisher nicht identifiziert werden, in mehreren Zeitungsartikeln wird aber erwähnt, dass er den »studentischen Stoßtrupp« anführte, der Hirschfelds Institut plünderte. Am Ende der ersten Plünderungsaktion hielt Guthjahr eine Rede an die

¹ In den meisten Presseberichten wird der Name falsch geschrieben, Gutjahr, mit nur einem h. *Guthjahr* ist gemäß seinen eigenen Schriftsätzen in seiner Personalakte, heute im Bundesarchiv Berlin (R 4901-7-17754), die korrekte Schreibweise. Weitere Akten zu Herbert Guthjahr befinden sich im Archiv der Berliner Humboldt-Universität und im Bundesarchiv-Militärarchiv, Freiburg.

² Genau genommen ist Guthjahr am 25.10.1911 in *Rixdorf* geboren. Rixdorf wurde erst drei Monate später, am 27.1.1912, in Neukölln umbenannt und am 27. 4. 1920 als 14. Verwaltungsbezirk in Großberlin eingemeindet (Grigat 1932, S. 213).

³ Von der ersten Plünderung sind etwa ein Dutzend auf der Beethovenstraße aufgenommene Fotos überliefert. Auf den meisten ist die Fahne zu sehen. Da sie schlaff herunterhängt, konnte sie bisher nicht identifiziert werden. Sicher ist nur, dass es keine Hakenkreuzfahne war.

Komilitonen, eine Aneinanderreihung der damals üblichen Nazipropagandaphrasen.

Treß vermutet, die zweite Plünderungsaktion am Nachmittag sei veranstaltet worden, weil »der morgendliche Stoßtrupp unter der Führung von Herbert Guthjahr unter starkem Zeitdruck stand. Am selben Tag fand schließlich auch der Staatsakt zur Übergabe des neuen Studentenrechts statt, bei dem Guthjahr, wohl gerade von der Zerstörung des Instituts für Sexualwissenschaft kommandiert, die Eröffnungsrede hielt.« (Treß 2008, S. 114) Das neue Studentenrecht bedeutete vor allem die Zwangsmitgliedschaft aller Studierenden in der korporativen Vereinigung Deutsche Studentenschaft, die schon seit 1927 von Nazi-Studenten dominiert war und in der Guthjahr seit dem Beginn seines Jurastudiums, Sommersemester 1930, eine beachtliche Funktionärskarriere durchlief. (Lösch 1999, S. 348 f.)

In der Nacht des 10. Mai 1933 wurde auf dem Platz westlich der Staatsoper die Bücherverbrennung als »Massenkundgebung« mit direkter Übertragung im Rundfunk inszeniert. Der Auftritt Guthjahrs bei diesem Spektakel wird von dem Berliner Nazi-Blatt *Der Angriff* in der Ausgabe vom nächsten Tag so beschrieben:

»Inzwischen ist es 23.30 Uhr geworden, als der Führer des Kreises 10 der deutschen Studentenschaft, Pg. Gutjahr, das Wort ergreift. Er führte u.a. folgendes aus: Die deutsche Studentenschaft habe gemeinsam mit dem NSDStB diese Aktion gegen den undeutschen Geist aufgenommen. Sie wende sich gegen diesen Geist, der sich aus falsch verstandener Freiheit in den letzten vierzehn Jahren überall dort breit gemacht habe, wo die Regierung die nationale Ordnung hätte bewahren müssen. Weil die marxistischen Regierungen der Nachkriegszeit dem Volke die echte Freiheit nicht geben konnten, hätten sie ihm die Freiheiten zugestanden, die ihren materiellen Lüsten entsprach. Sittlichkeit und Moral in Literatur und Theater seien nicht geschützt worden. So sei die einst stolze deutsche Nation vor der Welt erniedrigt und die deutsche Volkskraft gefährdet worden. Die deutsche Jugend hätte diese Gefahr vielleicht als erste erkannt, und da sie die Nation in Zukunft repräsentieren müsse, wolle sie ein Volk schaffen, auf das alle stolz sein könnten und vor dem die Welt Achtung habe. Wir seien jetzt in einer Revolution. Es sei keine Zeit für belehrende Ermahnungen, sondern wir brauchten ein Fanal, das jedem einzelnen

zum Bewußtsein bringen müsse, daß der Brand all dieser Bücher, die für die Zukunft unseres Volkes schädlich seien, ein Symbol sei. Er solle dem deutschen Volk und seiner Jugend zeigen, daß für Schund kein Platz mehr sei im neuen Deutschland, das alles Undeutsche damit auch aus dem Herzen gebrannt werden müsse. Nach Beendigung dieser Rede traten mehrere Studenten vor den Scheiterhaufen und übergaben ihm die Werke namentlich erwähnter jüdischer und pazifistischer Asphalt-Literaten, so u.a. die Bücher von Tucholski, Magnus Hirschfeld, Remarque, Emil Ludwig Cohn, Alfred Kerr und einer Reihe anderer. Und so flogen ganze Wagenladungen übler Schmutz- und Schundschriften in die lodernde Flammenglut.« (Vgl. auch Herzer 2009)

Nach der dank Guthjahrs Einsatz so überaus erfolgreichen Aktion wider den undeutschen Geist wurde es wieder still um ihn. Inzwischen hatte es einen »Übertritt von der SA zur SS« gegeben (Grüttner 2004, S. 67), wobei nicht recht klar wird, was das bedeutet, denn er selbst spricht in seinem »Lebenslauf« (s.u.) davon, dass er »in die SS übernommen« worden sei. Lösch schreibt, er wurde »von der SA an die SS überwiesen« (Lösch 1999, S. 449). Im April 1935 bestand er das erste juristische Staatsexamen und seit dem Wintersemester 1935/36 war er an der Juristischen Fakultät als »Fakultätsassistent« beschäftigt und dem Professor Carl Schmitt, dem »Kronjuristen des Dritten Reichs« auf dessen Wunsch hin zugeteilt worden. Da Guthjahr inzwischen auch als so genannter V-Mann der SS-internen

Überwachungsorganisation SD tätig war, lieferte er Spitzelberichte über Aktivitäten seines Vorgesetzten Pg. Schmitt, die für eine unter Nazi-Führungskräften damals typische Intrigen Verwendung fand; Schmitt behielt zwar seine Berliner Professur und seinen Titel »Preußischer Staatsrat«, verlor aber alle Ämter im NS-Staats- und Parteiapparat (Lösch 1999, S. 449).

Im Frühjahr 1939 bestand Guthjahr das zweite juristische Staatsexamen und erhielt eine Assessorstelle im Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung. Doch schon im August, kurz vor Kriegsbeginn, wurde er zur Wehrmacht eingezogen und beteiligte sich dort an den Überfällen auf Polen und auf die Sowjetunion. Über seine Taten im Krieg konnte nichts ermittelt werden, gesichert ist nur, dass Guthjahr am 12.3.1944 in der Ukraine an den Folgen einer Kriegsverletzung gestorben ist.

Die folgende Transkription eines von Guthjahr selbst verfassten Lebenslaufs ist einem Fragebogen entnommen, mit dem Guthjahr am 20.12.1939 beim »Rasse- und Siedlungshauptamt der SS« für sich und seine Verlobte eine Eheunbedenklichkeitsbescheinigung, was wohl eine Art Heiratserlaubnis war, beantragte. Seltsamerweise erteilte das Amt die Erlaubnis zur Heirat eines Fräulein Annemarie Koch erst am 1.10.1943. Fräulein Koch teilt am 14.7.1944 dem Amt mit, dass »die Erlaubnis zur Eheschließung [...] mit dem Soldatentode meines Verlobten am 12.3.44 hinfällig geworden« sei. Die beiden hätten »kurz vor der Eheschließung« gestanden.

Lebenslauf: (Ausführlich und eigenhändig mit Tinte geschrieben.)

Am 25. Okt. 1911 wurde ich in Berlin-Neukölln als Sohn des Verwaltungsdirektors bei der Reichshauptstadt Berlin Max Guthjahr und seiner Ehefrau Emmy, geb. Görlitzer geboren. Nach dem Besuch des humanistischen Kaiser Wilhelms-Gymnasiums in Berlin studierte ich Rechts- und Staatswissenschaften und bestand im April 1935 das Referendarexamen vor dem Prüfungsausschuß des Kammergerichts mit dem Prädikat „ausgezeichnet“. Das 2. Juristische Staatsexamen habe ich im Frühjahr 1939 abgelegt. Ich bin mehrere Jahre hindurch als Assistent der Juristischen Fakultät der Universität Berlin tätig gewesen. Während des allgemeinen Vorbereitungsdienstes für das Assessorexamen habe ich zugleich als Sachbearbeiter in der Wissenschaftlichen Abt. des N.S-Rechtswahrerbundes gearbeitet.

Der NSDAP gehöre ich seit Mai 1931 an. Gleichzeitig der SA beigetreten, wurde ich 1932 in die seinerzeit selbständigen Studentenbundesformationen überwiesen und von dort 1933 in die SS übernommen. Im Herbst 1935 wurde ich als Angehöriger des SD-Hauptamtes vereidigt. In den Jahren 1932 und 1933 war ich Studentenschaftsführer der Universität Berlin und Kreisleiter des Kreises Berlin-Brandenburg-Pommern der Deutschen Studentenschaft. Auch 1934 wurde ich nach Bekleidung verschiedener anderer Ämter innerhalb der studentischen Selbstverwaltung zum Leiter des Außenamtes der Deutschen Studentenschaft ernannt. Ich habe dieses Amt bis Januar 1936 bekleidet und in dieser Eigenschaft die D.St. auf verschiedenen Tagungen und Kongressen im Auslande vertreten.

Seit Mai 1939 bin ich als Assessor in der Auslandsabteilung des Reichserziehungsministeriums und im Deutschen Akademischen Austauschdienst tätig.

Nach Ableistung verschiedener Reserveübungen wurde ich Ende August 1939 als Unteroffizier eingezogen. Ich habe den Polenfeldzug mitgemacht und bin z.Zt. zu einem Offizieranwärterlehrgang nach Döberitz kommandiert.

[?]-Döberitz, d. 16. Dezember 1939

Herbert Guthjahr

SS-Obersturmf.

Literatur

- Anonym (1933): Wie Hirschfelds Sexualwissenschaftliches Institut demoliert und vernichtet wurde, in: Braunbuch über Reichstagsbrand und Hitler-Terror. Basel.
 - Grigat, Willy (1932): Britz einst und jetzt. Vom Bauern- und Kossätendorf zur Fritz-Reuter-Stadt. Berlin-Britz.
 - Grüttner, Michael (2004): Biographisches Lexikon zur nationalsozialistischen Wissenschaftspolitik. Heidelberg.
 - Herzer, Manfred (2009): Plünderung und Raub des Instituts für Sexualwissenschaft, in: Zeitschrift für Sexualforschung, S. 151 ff.
 - Lösch, Anna-Maria von (1999): Der nackte Geist. Die Juristische Fakultät der Berliner Universität im Umbruch von 1933. Tübingen.
 - Treß, Werner (2008): Berlin, in: Julius H. Schoeps/Werner Treß (Hrsg.): Orte der Bücherverbrennungen in Deutschland 1933. Hildesheim u.a., S. 47 ff.
- Akten, die Guthjachs Karriere in der Nazi-Partei dokumentieren, habe ich im Bundesarchiv Berlin eingesehen, wo sie unter der Signatur R 4901 7 Buchstabe G 177754 aufbewahrt werden.

Lebenslauf:

(Ausführlich und eigenhändig mit Tinte geschrieben.)

Am 25. Okt. 1900 wurde ich in Berlin Prenkollen als Sohn der Verwalter
 Jungdirektors bei der Reichshauptstadt Berlin Carl Guthjachs und
 seiner Ehefrau Emma, geb. Grottel, geboren. Nach dem Besuch
 des Kaiserlich-königlichen Wilhelms-Gymnasiums in Berlin Ab-
 dierte ich Rechts- und Staatswissenschaftlichen und bestand im
 April 1925 das Referendarexamen. In dem anschließenden
 das Referendariat mit dem Titel "Lizenzierter". Das
 juristische Referendariat habe ich im Frühjahr 1929 abgelegt.
 Ich bin mehrere Jahre hindurch als Assistent des juristischen
 Fakultät der Universität Berlin tätig gewesen. Während des
 allgemeinen Vorbereitungsdienstes für das Referendariat habe ich
 zugleich als Sachbearbeiter in der Dienstverpflichteten Abt. der N.S.
 Reichsarbeitsverbände gearbeitet.
 Im April 1932 wurde ich mit der 1. Stelle der 1. A. beauftragt
 wurde ich 1932 in die Kaiserlich-königlichen Preussischen
 Familienämtern übernommen und von dort 1933 in die 4. A. über-
 nommen. Am Herbst 1935 wurde ich als Angehöriger der 40. Kampfbundes
 ernannt. In den Jahren 1932 und 1933 war ich Neben-
 prüfungsführer der Universität Berlin und Assistent der Landes-
 Berlin-Brandenburg-Preussischen der Preussischen für den Reichsausschuss.
 Ende 1934 wurde ich nach Bekleidung verschiedener anderer
 Stellen innerhalb der Preussischen Selbstverwaltung beim
 Leiter der Hauptabteilung der Preussischen Selbstverwaltung ernannt.
 Ich habe dieses Amt bis Januar 1936 bekleidet und in dieser
 Eigenschaft die Abt. auf verschiedenen Tagungen und Kongressen
 im Inlande vertreten.
 Seit Mai 1939 bin ich als Assessor in der Reichsausschuss
 der Reichsregierung, Ministeriums und im Reichsausschuss
 oder Reichsausschuss tätig.
 Nach Bekleidung verschiedener Dienststellungen wurde ich
 Ende August 1939 als Hauptoffizier eingestuft. Ich habe den
 Feldbefehl ausgeführt und bin 2. Lt. bei einem Offizier-
 anwärterslehrgang und Oberst Kommandant.

Kopie - gefertigt d. 16. Februar 1979.

Robert Guthjachs
44-Überweisung.

Abgründtiefe Depression 1952 Der Onkel Ambros Adelwarth (Das Naturtheater von Oklahoma)

Lange Zeit gab es für mich in der schwulen Belletristik drei Lieblingstexte, die sich den ersten Platz auf meiner privaten Hitparade einträchtig teilten. Ich nenne sie deshalb nach dem Alphabet der Namen ihrer Autoren:

Querelle de Brest von Jean Genet in deutscher Übersetzung,

Jeden ereilt es von Hans Henny Jahnn,

Der Tod in Rom von Wolfgang Koeppen.

Wie es dazu kam, habe ich vergessen, aber vor kurzem wurde ich auf das dichterische Werk des Germanistikprofessors W. G. Sebald aufmerksam, und als ich in seinem Erzählungsband *Die Ausgewanderten* die Geschichte vom schwulen Ambros Adelwarth¹ las, fühlte ich mich überwältigt von der Poesie dieses Textes, der auf eine mir bis dahin unbekannte Art in einem düsteren und zugleich heiteren Ton vom Leben eines schwulen Bayern erzählt, den in Amerika in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts sein Glück und seinen Untergang ereilt.

Tante Fini, die schon 1927 nach Amerika ausgewandert war und die der Ich-Erzähler 1981 in Lakehurst im Staat New York besucht, um sie zu ihren Erinnerungen an den Großonkel Ambros zu befragen, erzählt ihm von ihren Besuchen bei ihrem Onkel in dessen letzten Lebensjahren unter anderm das Folgende: »Mir kam es oft vor, als rechne der Onkel Adelwarth jederzeit mit dem Eintreffen eines fremden Gasts. Es ist aber nie jemand gekommen, woher denn auch, sagte die Tante Fini. Darum bin ich mindestens zweimal in der Woche nach Mamaroneck hinaus. Ich bin meistens bei meinen Besuchen in dem blauen Sessel gesessen, und der Onkel saß immer etwas schräg an seinem Sekretär, als beabsichtige er, die eine oder andere Schreibe noch zu erledigen. Und von seinem Platz aus erzählte er – viele absonderliche Geschichten, von denen ich fast alle vergessen habe. Manches Mal dünkten mich seine Erlebnisberichte, beispielsweise von Enthauptungen, deren Zeuge er in Japan geworden war, dermaßen unwahrscheinlich, daß ich glaubte, er leide an dem Korsakowschen Syndrom, bei dem, wie du vielleicht weißt, sagte die Tante

Fini, der Erinnerungsverlust durch phantastische Erfindungen ausgeglichen wird. Jedenfalls ist der Adelwarth-Onkel, je mehr er erzählte, desto trostloser geworden. In der Nachweihnachtszeit des zweiundfünfziger Jahrs verfiel er dann in eine so abgründtiefe Depression, daß er, trotz offenbar größtem Bedürfnis, weitererzählen zu können, nichts mehr herausbrachte, keinen Satz, kein Wort, kaum einen Laut. Ein wenig seitwärts gewandt, saß er an seinem Schreibbureau, die eine Hand auf der Schreibunterlage, die andere im Schoß liegend, und hielt den Blick vor sich hin auf den Boden gesenkt.«

Einige Tage später hatte sich Onkel Ambros selbst in die Nervenlinik »Samaria« in Ithaca, New York eingewiesen, wo er von dem leitenden Arzt, Professor Fahnstock, einer Elektroschocktherapie unterzogen wurde, die seinerzeit als »eine psychiatrische Wunderwaffe« galt.

Der Ich-Erzähler und Großneffe reiste 1984, den Spuren seines Großonkels folgend, nach Ithaca und traf dort Dr. Abramsky, einen noch lebenden einstigen Assistenten Fahnstocks, der sich gut an den Patienten Adelwarth erinnerte. Zu des Großonkels vermutetem Motiv, sich freiwillig und mit einer bis dahin nicht vorgekommenen Fügsamkeit der Schocktherapie zu unterziehen, sagte der Assistent, dass »diese Fügsamkeit in Wahrheit, wie ich damals bereits zu ahnen begann, auf nichts anderes zurückzuführen war als auf die Sehnsucht Ihres Großonkels nach einer möglichst gründlichen und unwiderruflichen Auslöschung seines Denk- und Erinnerungsvermögens«.

Bis zum Schluss bleibt das Motiv für den möglichst gründlichen und unwiderruflichen Auslöschungswunsch rätselhaft. Dem Ich-Erzähler gelingt es zwar, eine anscheinend lückenlose Lebensgeschichte des Großonkels zu rekonstruieren und am Ende gibt er sogar das transkribierte Tagebuch einer Reise wieder, die der Großonkel im Jahr 1913 mit seinem damaligen Freund und Schützling Cosmo Solomon von Venedig nach Jerusalem unternommen hatte. Aber eine Erklärung für den Absturz in die Depression in seinem sechsundsechzigsten Jahr findet sich nirgends.

Der einstige Assistent des Elektroschockpsychiaters erinnert sich an Unstimmigkeiten in der Diagnose, die zu Beginn der Behandlung gestellt

¹ W. G. Sebald: *Die Ausgewanderten*. Vier lange Erzählungen. 12. Auflage. Frankfurt am Main, Februar 2008, S. 95 ff.

wurde: »Fahnstocks Diagnose lautete auf schwere Melancholie im Senium, verbunden mit stuporöser Katatonie, doch stand hierzu im Widerspruch die Tatsache, daß Ambros keinerlei Anzeichen der gemeinhin mit diesem Zustand einhergehenden körperlichen Verwahrlosung zeigte. Ganz im Gegenteil legte er den denkbar größten Wert auf seine äußere Erscheinung. Nie habe ich ihn anders als im dreiteiligen Anzug und mit tadellos gebundener Schleife gesehen. Nichtsdestoweniger erweckte er, selbst wenn er nur am Fenster stand und hinausblickte, stets den Eindruck, als sei er von einem heillosen Leid erfüllt.«

Ein Zusammenhang mit seiner Homosexualität ist zunächst nicht zu erkennen, da hierzu nur Onkel Kasimirs Mitteilung vorliegt; der Ich-Erzähler besuchte ihn in der gleichen »sogenannten retirement community« Lakehorst, in der Tante Fini wohnte, um auch ihn nach seinen Erinnerungen an Onkel Ambros zu befragen: »Er ist natürlich, wie jeder leicht sehen konnte, von der anderen Partei gewesen, sagte der Onkel Kasimir, auch wenn die Verwandtschaft das immer ignoriert beziehungsweise verbrämt oder zum Teil vielleicht wirklich nicht begriffen hat.« Dann erwähnte Onkel Kasimir noch das tragische Verhältnis, das zwischen Ambros und dem jüngeren Sohn einer der reichsten jüdischen Bankiersfamilien von New York bestanden haben soll: »Vor der Ambros Butler geworden ist bei den Solomons, war er Kammerdiener und Reisebegleiter des um ein paar Jahre jüngeren Solomon-Sohns, der Cosmo heißen hat und in der gehobenen New Yorker Gesellschaft bekannt gewesen ist für seine andauernden Eskapaden [...] Aber dergleichen Geschichten kenne ich nur vom Hörensagen. Die Fini, die zuletzt für den Ambros zu einer Art Vertrauten geworden ist, hat gelegentlich auch etwas gemunkelt von einem tragischen Verhältnis, das zwischen dem Ambros und dem Solomon-Sohn bestanden haben soll. Und soviel ich weiß, ist der junge Solomon Mitte der zwanziger Jahre tatsächlich an irgendeiner Geisteskrankheit zugrunde gegangen.«

Die Jahre, die Ambros mit dem jungen Solomon verbrachte – ungefähr von 1910 bis zu seinem geistig umnachteten Tod 1925 – scheinen die schönsten Jahre seines Lebens gewesen zu sein, obwohl Zweifel und Unklarheiten in dieser Frage bleiben. Beispielsweise berichtet Tante Fini einmal von dem zwiespältigen Eindruck, den sie bei Ambros' Erzählungen empfing. Zuerst bemerkt sie den seltsamen Widerspruch, dass Ambros zwar »ein untrügliches Gedächtnis besaß, aber kaum mehr eine mit diesem Gedächtnis ihn

verbindende Erinnerungsfähigkeit«. Ich kann mir das nur schwer vorstellen: jemand soll ein gutes Gedächtnis haben aber zugleich eine schlechte Erinnerungsfähigkeit. Wie dem auch sei, Tante Fini zieht aus ihrer Beobachtung folgenden seltsamen Schluss: »Das Erzählen ist darum für ihn eine Qual sowohl als ein Versuch der Selbstbefreiung gewesen, eine Art von Errettung und zugleich ein unbarmherziges Sichzugrunde-Richten.« Ich verstehe diesen Gedanken der Tante Fini als einen Versuch, sich das Unbegreifliche, die abrupte Verwandlung Ambros' von einem überschwenglichen Erzähler der eigenen Lebensgeschichte in einen abgrundtief depressiven Schweigenden begreifbar zu machen. Das Misslingen dieses Versuchs und damit die bleibende Rätselhaftigkeit der seelischen Katastrophe in Ambros' letzten Lebensjahren scheint mir eine der Pointen in dieser großartigen Dichtung zu sein. Oder sollte der Schmerz über den Tod des Geliebten mit 25-jähriger Verzögerung zum Ausbruch der psychischen Erkrankung geführt haben? Ein untrügliches Gedächtnis, das nicht mit einer Erinnerungsfähigkeit verbunden ist, könnte vielleicht auch so verstanden werden, dass jemand sich mit staunenswerter Genauigkeit zwar an Daten, Fakten und Ereignisse aus seinem Leben erinnert, aber das für ihn dabei Wichtige, die mehr oder weniger starken Empfindungen und Gefühle vergessen oder wegen damit verbundenen zu großen Schmerzen verdrängt hat. Mit dem Titel eines populären psychoanalytischen Buches über das Unvermögen der BRD-Bevölkerung, sich erinnernd mit ihrer NS-Vergangenheit auseinanderzusetzen, könnte man beim Großonkel Ambros von einer *Unfähigkeit zu trauern* sprechen. Dazu würde Tante Finis Bemerkung passen, des Onkels Erzählen kam ihr vor wie ein Versuch der Selbstbefreiung, eine Art von Errettung, die aber leider ein unbarmherziges Sichzugrunde-Richten gewesen ist. Das Tagebuch der Reise nach Jerusalem, dessen Transkription die Erzählung abschließt, könnte man ebenfalls in diesem Sinne verstehen: es besteht nur aus einer Aneinanderreihung von Fakten und Ereignissen während der Reise, nie ist von den Gefühlen des Tagebuchschreibers die Rede, von seiner großen Liebe zu Cosmo und seiner Sorge um den Geliebten und dessen andauernden Eskapaden.

Ungefähr in den Jahren 1911/13 hat Ambrose, der inzwischen seinem Vornamen ein amerikanisierendes e angehängt hatte, den Solomon-Sohn auf seinen ausgedehnten Europareisen begleitet. Zuerst in Evian am Genfer See und in Monte Carlo, dann in dem neu eröffneten Casino von Deauville gewann Cosmo »beträchtliche Sum-

men« beim Roulettspiel. »Ich weiß natürlich nicht, was da in Wahrheit vor sich gegangen ist, sagte die Tante Fini, aber fest steht, daß die beiden in Evian und Monte Carlo Gewinne erzielt haben in einer Höhe, daß der Cosmo dem französischen Industriellen Deutsch de la Meurthe einen Aeroplan abkaufen konnten, in dem er im August in Deauville an der *Quinzaine d'Aviation de la Baie de Seine* teilgenommen und bei weitem die waghalsigsten Schleifen geflogen hat. Auch im Sommer 1912 und 1913 war Cosmo mit dem Ambros in Deauville und hat dort die Phantasie der eleganten Welt bald sehr stark in Anspruch genommen, wozu nicht nur sein staunenswertes Glück im Roulette und seine akrobatische Kühnheit auf dem Polofeld beitrugen, sondern in erster Linie gewiß die Tatsache, daß er sämtliche Einladungen zu Thees, Dinern und dergleichen ausschlug und nie mit jemand anderem als mit dem Ambros, den er stets wie einen Gleichgestellten behandelte, ausging oder speiste.«

Mitte September 1991, »in einer Zeit entsetzlicher Dürre«, ist der Ich-Erzähler auf den Spuren von Cosmo und Ambrose nach Deauville gereist. »Ich weiß nicht, ob ich mir, entgegen jeder vernünftigen Annahme, etwas Besonderes von Deauville erwartet habe – einen Rest von Vergangenheit, grüne Alleen, Strandpromenaden oder gar ein mondänes oder demimondänes Publikum; was immer meine Vorstellungen gewesen sein mögen, es zeigte sich sogleich, daß dieses einst legendäre Seebad, genau wie jeder andere Ort, den man heute, ganz gleich, in welchem Land oder Weltteil, besucht, hoffnungslos heruntergekommen war und ruiniert vom Autoverkehr, vom Boutiquenkommerz und der auf jede Weise und immer weiter um sich greifenden Zerstörungssucht.« An dieser Stelle und glücklicherweise nur hier zeigt sich ein etwas verstaubter Hang des Großneffen zu konservativer Kulturkritik, die immerhin nicht weiter vertieft wird. Stattdessen gibt es eine Beschreibung des Casinos von Deauville im Jahr 1991, die meiner Neigung zu sentimentaler Romantik leider sehr stark entgegenkam; es ist meine Lieblingsstelle in der Erzählung; ich finde sie fast unerträglich schön: »Als ich das Casino von Deauville das erstemal betrat, lag der alte Spielsaal verdämmernd im letzten Abendglanz. Man hatte für ein Hochzeitsbankett oder eine Jubiläumsfeier Tische für gut

hundert Gäste gedeckt. Die Strahlen der untergehenden Sonne brachen sich in den Gläsern und blinkten an dem silbernen Schlagzeug der Band, die auf dem Podium soeben anfangen, für ihren bevorstehenden Auftritt zu proben. Die Instrumentalisten waren vier schon etwas gealterte Jünglinge mit lockigem Haar. Sie spielten Songs aus den sechziger Jahren, die ich in der Union Bar in Manchester ich weiß nicht wie oft gehört hatte. It is the evening of the day. Hingebungsvoll hauchte die Vokalistin, ein blondes Mädchen mit noch sehr kindlicher Stimme, hinein in das Mikrofon, das sie mit beiden Händen ganz dicht an ihre Lippen hielt. Sie sang in englischer Sprache, aber mit deutlichem französischem Akzent. It is the evening of the day, I sit and watch the children play. Manchmal, wenn sie die Worte nicht richtig erinnern konnte, ging ihr Gesang in ein wundervolles Summen über. Ich setzte mich auf einen der weißen Schleiflacksessel. Die Musik erfüllte den ganzen Raum. Rosarote Quellwolken bis unter den goldumrankten Plafond. *Procul Harum. A whiter shade of pale.* Die reine Rührseligkeit.«

Dann erzählt er noch, was er in den folgenden Nächten in seinem Hotelzimmer beim Rauschen des Meeres geträumt hatte. Cosmo und Ambrose kamen darin vor, Cosmos Kunstflugeskapaden und eine österreichische Gräfin Dembowski, *femme au passé obscur*.

Die Erzählung ist auch wie eine Detektivgeschichte konstruiert, was den Genuß beim Lesen steigert: Der Ich-Erzähler als Miss Marple, inspiert die diversen Tatorte, verhört die Zeugen und Verdächtigen, sammelt Indizien und verfolgt auch noch die unscheinbarste Spur. Die vielen, in den Text eingestreuten oft flauen und unscharfen Fotos verstärken den Eindruck, man lese den Abschlussbericht über einen ungelösten Kriminalfall. Manchmal sieht es so aus, als ob Ambros Adelwarth das Opfer des Verbrechens ist, das die männliche Hobbydetektivin aufklären will, manchmal scheinen alle Ausgewanderten Verbrechensopfer zu sein, ohne Täter. Am Schluss gibt es statt einer Lösung des undurchsichtigen Falls die lange Transkription des Reisetagebuchs nach Jerusalem. Es ist ein bisschen wie das Naturtheater von Oklahoma, wo alles gut wird und alle Versöhnung finden werden in dem letzten unvollendeten Kapitel von Kafkas *Amerika*.

What the Butler Saw (und was sie sich dabei dachte). 100 Jahre Female Trouble

MATCH (to DR PRENTICE). Have you anything to say, sir?
PRENTICE. Yes. What this young woman claims is a tissue of lies.
SERGEANT MATCH *scratches his head*.
MATCH (pause). This is a boy, sir. Not a girl. If you're baffled by the difference it might be as well to approach both with caution.
(To GERALDINE.) Let's hear what you've got to say for yourself.
GERALDINE. I came here for a job. On some pretext the doctor got me to remove my clothes. Afterwards he behaved in a strange manner.
(Joe Orton: *What the Butler Saw*. London 1969, S. 52)

Was will das Weib? (Sigmund Freud nach Jones 1962, S. 493)

Im Folgenden soll der Versuch unternommen werden, den Geschlechter-Begriff zu kritisieren, den Judith Butler in ihrem seinerzeit viel beachteten Buch *Das Unbehagen der Geschlechter* entfaltet. Der Vergleich mit dem Geschlechter-Begriff Magnus Hirschfelds, der erstmals 1896 in seiner Schrift *Sappho und Sokrates* entwickelt wird, macht deutlich, dass Butler weit hinter das von Hirschfeld erreichte Reflexionsniveau zurückfällt, was vermutlich mit Butlers linguistisch geturntem Idealismus zusammenhängt, den sie mit einer nietzscheanischen Moralkritik verquickt, um »Zwangsheterosexualität« und die Vorstellung von »vordiskursiven Körpern« mithilfe eines linksliberalen Politikkonzepts zu bekämpfen. Schließlich wird eine Neuinterpretation der Hirschfeldschen Lehre von den sexuellen Zwischenstufen aus der Sicht des Historischen Materialismus skizziert.

* * *

Vor fast zwanzig Jahren, 1990, erschien erstmals *Gender Trouble*, das Buch der US-amerikanischen Professorin für Rhetorik und Vergleichende Literaturwissenschaften Judith Butler. Im Vorwort zur 1999er Neuauflage nennt sie ihr Werk treffend »one of the founding texts of queer theory« (Butler 2007, S. VII). Schon ein Jahr nach dem Original konnte man *Das Unbehagen der Geschlechter*, die deutsche Version von *Gender Trouble*, als Taschenbuch kaufen.

1. Foucaults Queer Genealogie

Die erwähnte Queer Theory könnte man als eine Korrekturbewegung innerhalb der zuvor aufgenommenen Gender Studies ansehen, da eine auffällige Eigentümlichkeit derselben in einer Art Ausklammerung der Sexualität aus der Erforschung der Geschlechtsidentität – eine mögliche Übersetzung von »gender« – bestand. Reiche

(2004, S. 115) beschreibt diese, der Queer Theory vorausgehende Bewegung als einen »Siegeszug«: »Gender ist ein selten schönes Beispiel dafür, wie ein Begriff aus einer hochspezialisierten Wissenschaftssprache, in diesem Fall dem Schnittpunkt von Endokrinologie, Genetik und Psychoanalyse, heraustritt, einen Siegeszug durch die Geistes- und Sozialwissenschaften antritt und dort zu einer Hauptmetapher für Wissenschaftspolitik (*gender studies*) und politische Bewegungen (*gender movements*) wird. Wo von *gender* gesprochen wird, wird das *sex* verdrängt – Verdrängung hier zunächst physikalisch und semantisch und gar nicht psychoanalytisch verstanden.« Die Aufhebung dieses Verdrängungsprozesses scheint nun in der Queer Theory angestrebt (vgl. Hark 1998); und Butlers Buch habe ich als einen nietzscheanisch-foucaultistischen Syntheseversuch von *gender* & *sex* gelesen, der sich selbst als »subversiv« und »politisch« versteht. Natürlich kommt es dabei zu interessanten Verwicklungen und Konfusionen, die sich auch dann nicht auflösen, wenn Foucaults Ideen zur Macht der Diskurse und zum Machtdispositiv Sexualität am Ende einer behutsamen Kritik unterzogen werden.

Zunächst rekapituliert Butler in mehreren Anläufen Foucaults, im ersten Band seiner *Sexualität und Wahrheit* entwickelte Vorstellung von der Vergeblichkeit sexueller Emanzipation. Für Foucault führt jeder Befreiungsversuch immer nur zu einer Ausweitung der »Macht«, weil er von dieser Macht als einer Art automatischem Subjekt selbst produziert wurde; so beispielsweise im Kapitel »Das Verbot, die Psychoanalyse und die Produktion der heterosexuellen Matrix«: »An dieser Stelle scheint es angebracht, zu Foucault zurückzukehren, der behauptet, daß Sexualität und Macht stets deckungsgleich sind, und so implizit das Postulat einer subversiven oder

emanzipatorischen, vom Gesetz befreiten Sexualität zurückweist [...] Dieser normativen Struktur gemäß erfordert die Subversion, Destabilisierung oder Verschiebung eine Sexualität, der es irgendwie gelingt, den hegemonialen sexuellen Verbote zu entgehen. Foucault dagegen betrachtet diese Verbote als ständig und ungewollt produktiv, was gerade bedeutet, daß das ›Subjekt‹ das in und durch diese Verbote begründet und hergestellt werden soll, keinen Zugang zu einer Sexualität hat, die irgendwie ›außerhalb‹, ›vor‹ oder ›nach‹ der Macht selbst liegt.« (Butler 1991, S. 55)

Ständig und ungewollt produktiv (»invariably and inadvertently productive«, Butler 2007, S. 40) ist demnach »die Macht«, die man sich wohl als ein mittels der »Diskurse« alles kontrollierendes und beherrschendes Super-Subjekt vorzustellen hat, vor allem auf zweierlei Art: (1) die lebendigen Menschen werden von Anfang an von der Macht in Subjekte, in Unterworfenen, verwandelt und dem Gesetz (was ein weiterer Name der Macht ist; ein anderer ist: »Kultur«) unterstellt. Diese Unterwerfung ist aber so total und unentzerrbar, dass sie (2) auch noch alle möglichen Rebellionen, Subversionen, Widerstände und dergl., die die Subjekte autonom zu veranstalten wähen, ebenfalls umfasst, so dass alles Aufbegehren und alle Emanzipationskämpfe statt zur Befreiung nur zu einer immer auswegloseren Verstrickung ins Regelwerk der Macht führen. Butler ermittelt zum Zweck ihrer subversiven Analyse der Produktion der binären Geschlechtsidentität zwei Gestalten dieser allmächtigen Macht: Phallogozentrismus und Zwangsheterosexualität (phallogocentrism & compulsory heterosexuality). Sie übernimmt diesen sozusagen konterrevolutionären und fatalistischen Macht-Begriff via Foucault von Nietzsche und damit noch einen anderen Ausdruck, den sie für ihre Untersuchung der Geschlechterbinarität fruchtbar machen will: Genealogie. Dieses Konzept, das Nietzsche seinerzeit zur Überbietung des damals im deutschen Kaiserreich vorherrschenden Historismus erfand und das die folgenden Nietzscheaner als kapitalismusapologetische Alternative zum Historischen Materialismus einsetzten, geht von einer Doktrin aus, nach der die Geschichte die ewige Wiederkehr des Gleichen sein soll, weshalb eine genealogische Untersuchung historischer Phänomene sich auch nur mit einer Art impressionistischer Beschreibung der unendlichen Vielfalt der Machtmanifestationen in der Zeit begnügt. Wie aber kann man unter solchen ideologischen Prämissen hoffen, zur Verwirklichung eines »Emanzipationsideals« (Butler 1991, S. 142) beizutragen und die Macht subver-

siv angreifen zu können? Die Stichworte hierzu lauten: stören, enthüllen, dezentrieren, lachen: »Wie kann man am besten die Geschlechter-Kategorien *stören*, die die Geschlechter-Hierarchie und die Zwangsheterosexualität stützen? [...] So ernst die Medizinalisierung des weiblichen Körpers ist – dieser Begriff ist zugleich lachhaft, und für den Feminismus ist es unbedingt notwendig, über ernste Kategorien zu *lachen*[¹...] Die grundlegenden Kategorien des Geschlechts, der Geschlechtsidentität und des Begehrens als Effekt einer spezifischen Machtformation zu *enthüllen*, erfordert eine Form der kritischen Untersuchung, die Foucault in Anschluß an Nietzsche als ›Genealogie‹ bezeichnet hat [...] Die Aufgabe der vorliegenden Untersuchung ist, sich auf solche definierenden Institutionen: den Phallogozentrismus und die Zwangsheterosexualität zu zentrieren – und sie zu *dezentrieren*.« (Butler 1991, S. 8 f.; Hervorh. von MH) Später, in ihrem 1999er Vorwort, formuliert sie ihr Ziel noch bescheidener: »The aim of the text [*Gender Trouble*] was to open up the field of possibility for gender without dictating which kinds of possibilities ought to be realized.« (Butler 2007, S. VIII)

Zweifellos hat sie ihr Ziel, zu »enthüllen«, dass das Geschlechtsleben bunter und vielfältiger ist, als wir uns das in unseren künsten Träumen vorzustellen wagen, erreicht. Sie will aber doch noch etwas mehr: »The text also sought to undermine any and all efforts to wield a discourse of truth to deligitimate minority gendered and sexual practices.« (Butler 2007, S. VIII) Ihr politisches Programm (J.E. Bauer würde hier vermutlich sagen: ihr Messianismus) sieht demnach vor, für ein bisschen mehr Freundlichkeit und Nettigkeit gegenüber den meisten sexuellen Minderheiten in die Welt zu sorgen und die Macht der Hauptwidersacher in dieser Angelegenheit, Phallogozentrismus und Zwangsheterosexualität, subversiv zu unterminieren.

Butler wiederholt ermüdend oft Foucaults Auffassung, dass emanzipatorische Sexualpolitik deshalb illusorisch sei, weil sie von der Macht produziert wurde, um diese nur immer weiter zu festigen. (Butler 1991, S. 146 u. ö.) Sie glaubt aber, in einem abgelegeneren Text des Meisters, in seinem Vorwort zu *Herculin Barbin, dite Alexina B.* von 1978 »ein unausgesprochenes Emanzipationsideal« enthüllen zu können (Butler 1991, S. 142). Butlers Beweisführung ist nur

¹Butler empfiehlt den FeministInnen, ins Kino zu gehen und sich die zweifellos grandiose Komödie *Female Trouble* mit dem unvergesslichen Transvestiten Divine in der Hauptrolle anzusehen. (Butler 1991, S. 8)

wenig überzeugend, ebenso wenig wie die Kritik, die sie an dem unausgesprochenen Ideal übt: Sie hat den Eindruck, als würde Foucault in der von ihm herausgegebenen und kommentierten Autobiografie des irgendwie transsexuellen, damals, im 19. Jahrhundert, so genannten Hermaphroditen Herculine Barbin indirekt ein romantisches Emanzipationsideal propagieren: »Allem Anschein nach romantisiert Foucault Herculines Welt der Lüste als ›glücklichen Limbus² der Nicht-Identität«, d.h. als eine Welt, die die Kategorien des Sexus und der Identität übersteigt [...] Anders formuliert: Foucault ruft hier die Trope³ der vordiskursiven, libidinösen Mannigfaltigkeit auf, die im Grunde eine Sexualität ›vor dem Gesetz‹ voraussetzt, eine Sexualität, die nur darauf wartet, von den Fesseln des ›Sexus‹ befreit zu werden.« (Butler 1991, S. 143 & 146) Solche vordiskursiven Mannigfaltigkeiten – das ist eine Generalüberzeugung, die Butler aus Foucaults Schriften übernommen hat – darf es in der Ideenwelt der Diskurse und Mächte natürlich gar nicht geben. Daher kann sie dem Theoretiker nicht verzeihen, dass er auch nur andeutungsweise das Vorhandensein einer vordiskursiven Natur für denkbar hält. Die Annahme einer solchen vordiskursiven materiellen Natur wie etwa die Körper der Menschen ist für Butlers idealistischen Konstruktivismus ganz unakzeptabel, weshalb auch große Teile ihres Buches der Enthüllung von naturalistischen Annahmen bei AutorInnen wie Sigmund Freud, Jacques Lacan, Simone de Beauvoir, Claude Lévi-Strauss, Julia Kristeva und Monique Wittig gewidmet sind. Ihr Urteilspruch in allen diesen Fällen lautet: Verdinglichung (reification), ein von Hegel entlehnter Ausdruck, den Butler aber mit einer moralisierenden (»politischen«) Nebenbedeutung versieht. Die zugrundeliegende Idee ist durchaus ehrenwert und beinahe ein bisschen kryptomarxistisch: die gesellschaftlichen Verhältnisse (die Neo-Nietzscheanerin spricht hier von Macht & Diskurs) werden von den Menschen im historischen Prozess hergestellt und verändert, erscheinen ihnen aber verdreht als unveränderbare, ewige Naturverhältnisse; Wirtschaftskrisen, Kriege und

² Ein Übersetzerinnen-Witz am Rande: Butler zitiert diese Stelle aus Foucaults Herculine-Kommentar mehrmals, und stets ist da von dem karibischen Männertanz Limbo die Rede. Frau Menke übersetzt abwechselnd »Limbus«, was keinen Sinn ergibt, und »Limbo«. Dass Foucault mit dieser Tanzmetapher seinem Idol Nietzsche huldigt, interessiert Butler nicht und Menke schon gar nicht.

³ Der Gebrauch des seltenen Ausdrucks »Trope« ist wohl Butlers Beruf als Rhetorikprofessorin geschuldet. Die Aussage des Satzes bliebe gleich, würde die »Trope« weggelassen.

alle Herrschafts- und Knechtschaftsverhältnisse erscheinen als Naturkatastrophen oder Naturereignisse, die sich ereignen wie Regen und Sonne, Seuchen und Erdbeben. Da Butler erkannt hat, dass auch die Geschlechteridentitäten (gender identities) und die damit zusammenhängende Herrschaft der Männer über die Frauen Ergebnisse historischer Kämpfe sind und keinerlei natürliche Ursachen haben, folglich auch in Kämpfen veränderbar sein sollten, sieht sie ihre Aufgabe als Kulturkritikerin darin, die als ewige Naturverhältnisse erscheinenden Geschlechterverhältnisse als historisch gewordene und irgendwie »diskursiv« veränderbare zu kennzeichnen. Dass sie sich damit in einem Widerspruch mit Foucaults Lehren verheddert, scheint sie nicht zu stören.

An dieser Stelle ist natürlich eine Abgrenzung vom Marxismus erforderlich, was Butler auf recht originelle Weise gelingt: Marx habe die Aufgabe gestellt, »die kontingenten Akte, die den Schein einer natürlichen Notwendigkeit hervorbringen, zu enthüllen«, was ihn immerhin in den Rang eines Vertreters der »Kulturkritik« erhebt (Butler 1991, S. 61). Friedrich Engels wird nicht ganz so cool behandelt; an seine »Spekulationen« wird die gute Absicht gelobt, »jenen reaktionären Theorien entgegenzutreten, welche die Unterordnung der Frau als natürlich oder universell hinstellen«. Engels sei aber beim Spekulieren von »Scheinvoraussetzungen« ausgegangen und habe »fragwürdige normative Ideale« vertreten, womit alles klar zu sein scheint. (Butler 1991, S. 65)

Simone de Beauvoirs nach sechzig Jahren ein wenig veraltet anmutendes Wort: »Man kommt nicht als Frau zur Welt, sondern wird es«, meint wohl ungefähr diesen Sachverhalt, wird aber für Butler zum Anlass der Kritik, weil das Zur-Frau-Werden à la Beauvoir einen Frauenkörper voraussetzt, der gewissermaßen die Naturbasis abgibt, auf der die soziale Konstruktion Frau errichtet wird. Der Einwand, dass die Wahrnehmung und Bezeichnung eines Körpers als männlich oder weiblich immer schon sozial konstruiert ist, dass »die Plausibilität dieser binären Beziehung diskursiv hervorgebracht wird«, scheint so etwas zu sein wie der Kern der Butlerschen »Genealogie der Geschlechter-Ontologie (gender ontology)« (Butler 1991, S. 60). An der gleichen Stelle benennt sie als Subjekt dieses Vorgangs nicht etwa die lebendigen Menschen, es sind für die nietzscheanische Kulturkritikerin stattdessen »bestimmte kulturelle Konfigurationen der Geschlechtsidentität, [die] die Stelle des ›Wirklichen‹ eingenommen haben und durch diese ge-

glückte Selbst-Naturalisierung ihre Hegemonie festigen und ausdehnen« (ebd.) Damit hat Butler – immer im Bemühen, versteckten Naturalismus & Verdinglichung zu enthüllen – noch die letzten Reste materialistischer Annahmen aus Beauvoirs These hinausgesäubert und die handelnden Menschen, die in ihrer gesellschaftlichen Praxis meiner Ansicht nach diese ›kulturellen Konfigurationen‹ produzieren, reproduzieren und schließlich dekonfigurieren, ebenfalls hinausgesäubert. Der ganze kritische Reinigungsprozess heißt dann: »Genealogie der Geschlechter-Ontologie« (ebd.) und wird ein wenig schematisch bei den Texten der oben genannten AutorInnen durchexerziert.

2. Lesbophobe Mütterlichkeit

An einem weiteren Beispiel, der Kritik einiger Texte der Psychoanalytikerin und Linguistin Julia Kristevas, möchte ich jetzt die Unzulänglichkeit des Butlerschen Genealogie-Schemas deutlich machen. Butler will herausgefunden haben, dass »das Semiotische« Kristevas »emanzipatorisches Ideal« ist, das manchmal verneint und manchmal bejaht werde (Butler 1991, S. 124). Tatsächlich entwickelt Kristeva den Begriff des Semiotischen, um die erste Phase des Spracherwerbs der Kleinkinder zu beschreiben, die nach dem Freud-Lacanschen Entwicklungsmodell in der präödiipalen Phase der symbiotischen Beziehung des Kindes zur Mutter beginnt und mit dem »Spiegelstadium«⁴ und der imaginierten Kastration im Ödipus (etwa im zweiten Lebensjahr) in das »Symbolische« übergeht. Das Symbolische steht für:

- Loslösung des kindlichen Körpers von der Mutter
- Selbstwahrnehmung als identisches Subjekt
- Lokalisieren des Lusterlebens in den Genitalien
- Unterwerfung unter die symbolische Ordnung, die die Zeichen als Signifikante und die Objekte als Signifikate bezeichnet und so die Sprache als Kommunikationsmedium ermöglicht.

(Kristeva 1978, S. 58 u.ö.)

Das Semiotische ist dem Symbolischen zeitlich vorgelagert und zugleich als seine notwendige Voraussetzung unauflöslich mit ihm als »rhyth-

⁴ Ein nicht ganz unpassendes Zitat zum Spiegelstadium Lacans: »In gewisser Art geht's dem Menschen wie der Ware. Da er weder mit einem Spiegel auf die Welt kommt, noch als Fichtescher Philosoph: Ich bin ich, bespiegelt sich der Mensch zuerst in einem andren Menschen. Erst durch die Beziehung auf den Menschen Paul als seinesgleichen, bezieht sich der Mensch Peter auf sich selbst als Mensch. Damit gilt ihm aber auch der Paul mit Haut und Haaren, in seiner paulinischen Leiblichkeit, als Erscheinungsform des Genus Mensch.« (Marx 1968a, S. 67)

mischer Raum«, in dem Sinngebung stattfindet, verbunden. Diese Verbindung ins allgemeine Bewusstsein zu heben, unternehmen in Kristevas Sicht zuerst die avantgardistische Dichter Stéphane Mallarmé (1842-1898) und Lautréamont (Isidore Ducasse, 1846-1870) – bald darauf Sigmund Freud:

»Mit Freuds Entdeckung wurde der Schleier gelüftet, den das 19. Jahrhundert über die Sexualität gebreitet hatte; sie wurde zum Angelpunkt zwischen Sprache und Gesellschaft erklärt, zwischen Trieb und soziosymbolischer Ordnung; Freud ist es zu verdanken, daß die Praxis Lautréamonts und Mallarmés radikalisiert werden und die objektive und gesellschaftliche Bedeutung erlangen konnte, die ihr vorschwebte. Mit anderen Worten: Die poetische Erfahrung am Ausgang des letzten Jahrhunderts, an der Schwelle zu Freuds Entdeckung, bezeichnet einen Durchbruch, der sogleich wieder verschüttet, re-fetischisiert (Apollinaire), ja akademisiert wurde (Valéry). Erst seit und kraft Freud[s Entdeckung] hatte sie eine Zukunft (Joyce, Bataille); erst seit ihr und mit ihr läßt sich die Reichweite dieser Erfahrung ermessen.« (Kristeva 1978, S. 94)

Es geht Kristeva demnach um die Erkundung der sexuellen Ursprünge der Sprache, sowohl in der Phylogenese der menschlichen Gattung wie in der individuellen Ontogenese – und zusätzlich um die spezifische Konstellation von Produktivkräften und kapitalistischen Produktionsverhältnissen, die die Entdeckung dieses Zusammenhangs ermöglichte.

Eine weitere Umschreibung des Semiotischen:

»Mallarmé kennzeichnet diesen der Sprache inhärenten semiotischen Rhythmus, wenn er vom ›Geheimnis in den Buchstaben‹ spricht (Mystère dans les lettres): gleichgültig gegenüber der Sprache, rätselhaft und weiblich, ist dieser dem Schreiben zugrunde liegende Bereich rhythmisch, entfesselt und nicht auf seine intelligible, verbale Übersetzung reduzierbar; er ist musikalisch, geht den Urteilen voraus, und nur eine einzige Gewähr gibt es, die ihn zu mäßigen vermag – die Syntax.« (Kristeva 1978, S. 40 f.)

Kristeva erstrebt mit ihrer Unterscheidung des Symbolischen vom Semiotischen also keinen Beitrag zur Psycholinguistik des Kleinkindes oder zur Bewahrung des Semiotischen als »emanzipatorisches Ideal« im von Butler so genannten kulturellen Leben. Vielmehr geht es um die Untersuchung einer konkreten historischen Situation Frankreichs, in der die beiden Revolutionäre der poetischen Sprache, Mallarmé

und Lautréamont, ihre Avantgarde-Texte produzierten, gewissermaßen als Ersatz für die gescheiterte soziale Revolution:

»Man denke nur an die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, an die Unzufriedenheit der arbeitenden Klassen, der Bauern und Kleinbürger, die infolge der Kapitalakkumulation des bürgerlichen Staates verarmt waren und ihrem Unmut in einer Reihe von Revolten Ausdruck gaben – von 1848 bis hin zur Commune. Ihre ideologische Repräsentation fand diese Unzufriedenheit jedoch lediglich im mystischen Positivismus eines Comte oder Renan, allenfalls in den revolutionären soziologischen Theorien von Marx und den französischen Utopisten und Anarchisten. Der Kapitalismus gesteht dem Subjekt zwar Anspruch auf Revolte zu, wobei er sich auf jeden Fall das Recht ihrer Unterdrückung vorbehält, doch die ideologischen Systeme, die er ihm anbietet, beherrschen, vereinigen, konsolidieren die Revolte und drängen sie in den Spielraum des Subjekts oder des Staates zurück. Sind die objektiven Bedingungen dafür nicht erfüllt, daß sich dieser Spannungszustand in einer Revolution entlädt, so ist das Verwerfen auf die Symbolisierung in Avantgarde-Texten angewiesen wie im ausgehenden 19. Jahrhundert; die verdrängte Wahrheit des aufgesplitterten Subjekts wird dann in ihnen festgemacht.« (Kristeva 1978, S. 207)

Es klingt irgendwie allzu queer, wenn Butler behauptet, es gehe Kristeva um die Formulierung eines emanzipatorischen Ideals oder »politischen Programms«, demzufolge das Mütterlich-Semiotische das väterliche Gesetz des Symbolischen zu subvertieren und einen »anderen Kulturtypus« hervorzubringen hätte, was aber an inneren Widersprüchen und Wirrnissen in Kristevas Schriften zum Scheitern verurteilt sei (Butler 1991, S. 132, 136 u.ö.) Kristeva formuliert nirgends irgendwelche ausgedachten Programme zur Emanzipation von Frauen, Müttern, Kindern oder sonst jemanden; sie macht zwar aus ihrer Sympathie für die großen Praktiker und Theoretiker der Revolutionierung des kapitalistischen Ausbeutersystems, Marx, Lenin, Mao Tse-tung nie einen Hehl⁵; sie ist sich aber darüber im Klaren, dass

⁵ Z.B. Kristeva 2007, S. 198: »Der Marxismus beharrt vor allem darauf, daß sich die Praxis an der äußerlichen, objektiven Wirklichkeit orientiert. Marx schreibt: »Der Hauptmangel alles bisherigen Materialismus – den Feuerbachschen mit eingerechnet – ist, daß der Gegenstand, die Wirklichkeit, Sinnlichkeit, nur unter der Form des Objekts oder der Anschauung gefaßt wird; nicht aber als menschliche sinnliche Tätigkeit, Praxis [...] Feuerbach will sinnliche, von den Gedankenobjekten wirklich unterschiedene Objekte; aber er faßt die menschliche Tätigkeit selbst nicht als ge-

sie mit ihrer Praxis als Psychoanalytikerin und Sprachwissenschaftlerin einen eher kümmerlichen Beitrag zur Aufhellung der Bedingungen leisten kann, die »Lusterleben und Revolution« ermöglichen (Kristeva 1978, S. 31)

Der Vorwurf, den Butler gegen Kristeva erhebt, zielt nicht darauf, dass sie nicht den gleichen Hausgöttern wie Butler (Nietzsche und Foucault) huldigt, sondern die Herren Hegel, Marx, Lenin, Mao und Freud verehrt; es geht vielmehr gegen Kristevas vermeintliche Homophobie oder genauer ihre Lesbophobie, die Butler in Kristevas Aufsatz *Maternité selon Giovanni Bellini* von 1975 entdeckt haben will. Butler behauptet, Kristeva bezeichne dort – allerdings »nicht explizit« – weibliche »Homosexualität als eine kulturell unintelligible Praxis und als zuinnerst psychotisch; andererseits ruft sie die Mutterschaft als zwanghafte Abwehr gegen das libidinöse Chaos auf.« (Butler 1991, S. 132) Und noch einmal gegen die »nicht explizit« lesbophobe Sprachwissenschaftlerin: »Indem Kristeva das Lesbische als ›Anderes‹ der Kultur und die lesbische Rede als psychotischen ›Wort-Taumel‹ kennzeichnet, konstruiert sie die lesbische Sexualität als wesentlich unintelligibel.« (Ebd., S. 133) Ähnlich wie Kristeva nirgendwo ihre angeblichen Thesen von den notwendig psychotischen Lesben vertritt, weder im- noch explizit, erläutert auch Butler nie, in welcher Bedeutung sie eines ihrer Lieblingsbegriffspaare einsetzt: intelligibel/unintelligibel. Schaut man sich die Kontexte an, in denen eines der beiden erscheint, dann kann es eigentlich nur im Sinne von gut/böse gemeint sein mit der Nebenbedeutung, dass das »Gesetz des Vaters« mehr noch als die praktische Moral die väterliche Regelung von vernünftigem Denken und Sprechen bestimmt. Lesben sollen für Kristeva, wenigstens in ihrem Aufsatz über die Semiotik der Inzestfantasien in den Madonnenbildern des venezianischen Malers Bellini, zuinnerst psycho-

genständliche Tätigkeit.« Im selben Sinne stellt Lenin dem Hegelschen »Schlusse des Handelns« die Vorherrschaft der logischen äußerlichen Wirklichkeit entgegen: »[...] nicht in dem Sinne, daß die Figur der Logik ihr Anderssein in der Praxis hätte (=absoluter Idealismus), sondern daß vice versa die Praxis des Menschen sich dadurch, daß sie sich milliardenmale wiederholt, im Bewußtsein des Menschen als logische Figur einprägt. Diese Figuren haben gerade (und nur) kraft dieser milliardenmaligen Wiederholung die Festigkeit eines Vorurteils und axiomatischen Charakter.« Mao Tse-tung übernimmt in seiner Schrift *Über die Praxis* Lenins Kommentare zu Hegel und betont das Materialistische an der Praxis sei die persönliche und unmittelbare Erfahrung. Davon ausgehend, daß die Aktivität in der Produktion jede praktische Aktivität bestimmt, fügt er dem Register der Praxis den Klassenkampf, das politische Leben, die wissenschaftliche und ästhetische Tätigkeit hinzu.«

tisch und wesenhaft unintelligibel sein: »Kristeva zufolge führt die unmittelbare Besetzung des weiblichen homosexuellen Begehrens unmißverständlich zur Psychose.« (Ebd., S. 132) Butler belegt die These von den psychotischen Lesben mit drei Zitaten aus Kristevas Bellini-Aufsatz und scheitert dabei komplett.⁶ Ihr Problem ist, dass Kristeva an keiner Stelle in den von Butler herangezogenen Texte praktizierte Erwachsenen-homosexualität thematisiert. An den von Butler inkriminierten Stellen geht es allein um Vorgänge im Unbewussten von Gebärenden, die Wiederbelebung von Inzestfantasien aus der eigenen frühen Kindheit während und unmittelbar nach der Niederkunft – sowohl mit der eigenen Mutter als auch mit dem eigenen Vater. Dabei sind die gleichgeschlechtlichen Inzestfantasien dem Semiotischen, der präödpalen Entwicklungsstufe näher als die gegengeschlechtlichen mit dem Vater, die dem Symbolischen, dem Spracherwerb und der Ich-Identitätsbildung nahestehen. In diesen Gedanken Kristevas hineinzulesen, das damit »der Homosexualität« die Fähigkeit zu einem »nicht-psychotischen gesellschaftlichen Ausdruck« abgesprochen werde, kommt mir irgendwie unintelligibel vor: statt einer Textinterpretation eine Fälschung.

Für Butler ist offensichtlich das größte Ärgernis, dass Kristeva eine schwer zu bestreitende Tatsache überhaupt thematisiert: alle Menschen werden von einer Mutter geboren, leben mit ihren Müttern anfangs in einer symbioseartigen Beziehung und bewahren das Gedächtnis der Erlebnisse und Fantasien dieser Frühzeit in ihrem Unbewussten. Da Butler sich eine »vordiskursive« Naturbasis des menschlichen Lebens, die erwähnten schwer zu bestreitenden Tatsachen, nicht vorstellen mag, bleibt ihr nichts anderes übrig, als die MaterialistInnen, die dies dennoch tun, als Handlanger der Verdinglichung zu denunzieren, die »die Institution Mutterschaft als Zwangssystem für die Frauen« verschleiern und als unabänderlich rechtfertigen (Butler 1991, S. 140 f.) Eine

⁶ Eine der Stellen, wo es um die Erinnerung der Gebärenden an die Inzestfantasien in der eigenen Kindheit geht und *nicht* um psychotische Lesben: »Die mütterlich-homosexuelle Seite: ein Taumel von Worten, der keinen Sinn, kein Sehen mehr birgt. Gefühl, Verschiebung, Rhythmen, Töne, Lichter und die phantasmiierte Umarmung des Körpers der Mutter als Schutzschild vor dem Versinken ... das verlorene Paradies der Frauen, doch gleichsam wie mit Händen zu greifen.« (Butler 1991, S. 130) Kristevas Originaltext: »Versant maternel-homosexuel: vertige des mots, plus de sens ni de vision, toucher, déplacements, rythmes, sons, lieux et

Begründung für die Ansicht vom Systemzwang zur Mutterschaft hält Butler für überflüssig. In unseren fortgeschrittenen kapitalistischen Gesellschaften, die legalisierte Abtreibung und chemische Antikonzeptiva für die Gebärfähigen ohneweiteres verfügbar halten, dürfte eine solche Begründung auch einigermaßen kompliziert ausfallen.

3. Lesbischer Materialismus & Totalitarismusverdacht

Das Geschlecht eines Menschen steht für Butler nicht von Anfang an fest, sondern wird von einem Diskurs (der Erwachsenen?) über das Neugeborene erzeugt. Der Diskurs markiert die Geschlechtsidentitäten der Körper und verleiht ihnen zugleich die Eigenschaft des Menschlichen: »Ein Kind wird in dem Augenblick zum menschlichen Wesen, wenn die Frage: ›Ist es ein Junge oder ein Mädchen?‹ beantwortet ist.« (Butler 1991, S. 165 f.) In Übereinstimmung mit den Ansichten der französischen Schriftstellerin Monique Wittig (1935-2003) will sie damit de Beauvoirs quasi rollentheoretische These der gesellschaftlichen Produktion der Geschlechterrollen überbieten, denn gender ist viel mehr als Geschlechterrolle. Gender ist ein Effekt der nietzscheanischen Macht, deren Wahrheit in ihrer allumfassenden Produktion von Diskursen und Gegendiskursen besteht und eine vordiskursive Realität ausschließt, jedenfalls aus den Köpfen derer ausschließt, die an sie glauben: »Die Sprache gewinnt ihre Macht, das ›gesellschaftlich Reale‹ zu schaffen, durch die lokutionären Akte [=Sprechakte, die Realität bezeichnen] der sprechenden Subjekte.« (Butler 1991, S. 171)

Butler macht aus ihrer warmen Sympathie für die lesbischen Kampfschriften von Monique Wittig keinen Hehl, übt aber heftigste Kritik an einigen besonders schrägen Doktrinen Wittigs zur Macht des Wortes. Einiges davon, das Wittig dem Butlerschen Totalitarismusverdacht aussetzt (Butler 1991, S. 175), sei hier kurz resümiert⁷: Die kom-

⁷ »For women, Marxism had two results. It prevented them from being aware that they are a class and therefore from constituting themselves as a class for a very long time, by leaving the relation ›women/men‹ outside of the social order, by turning it into a natural relation, doubtless for Marxists the only one, along with the relation of mothers and children, to be seen this way, and by hiding the class conflict between men and women behind a natural division of labor (*The German Ideology*) [...] On the practical level, Lenin, the party, all the communist parties up to now [...] have

munistischen Parteien und Bewegungen haben bisher verhindert, dass die Frauen sich als eine Klasse an und für sich wahrnehmen und organisieren. Wenn die Frauen dies jetzt endlich tun, dann können sie in einem revolutionären Klassenkampf gegen die Männer eine neue Ordnung ohne die Spaltung der Gesellschaft in herrschende Männer und unterdrückte Frauen errichten. Diese Revolution und neue Ordnung unterscheiden sich aber grundlegend von allen früheren von Männern gemachten, denn die Revolution der Feministinnen und Lesben findet nicht auf der Straße, sondern in der Sprache statt. Wittigs Poesien, ihre Romane und Theaterstücke, sollen dazu einen Beitrag leisten; es sieht so aus, als ob hier eine (vielleicht nur als Nonsense-Satire gemeinte) Missinterpretation von Kristevas *Die Revolution der poetischen Sprache* ausprobiert wird. Butler lehnt zwar die in Wittigs Schriften propagierte politische Strategie rundweg ab, weil sie sie für problematisch hält (zu einem »problematischen Humanismus« und einer »problematischen Metaphysik« zurückführend, S. 184). Andererseits freut sich Butler über ihre offensichtlich zutreffende Entdeckung, dass sich die selbsternannte Materialistin Wittig »als klassische Idealistin« erweist (S. 185), deren politische Ziele an liberalistischer Harmlosigkeit dem Subversions-Ideal Butlers ebenbürtig ist: »Ihr [Wittigs] Ziel ist, die Idee des natürlichen Körpers als Konstruktion zu entlarven und ein Ensemble von dekonstruktiven/rekonstruktiven Strategien zur Konfiguration der Körper anzubieten, die die Macht der Heterosexualität anfechten.« (Ebd.) Und eine solche Anfechtung ist auch Butlers erklärtes Ziel, das sie unter der Rubrik »gegen Zwangsheterosexualität« und »für Vervielfältigung der möglichen Geschlechtsidentitäten (many genders)« abhandelt. In der guten alten Zeit der 1970er Jahre war, wenigstens in der Westberliner Schwulenbewegung, dieses mehr oder weniger amüsante Vervielfältigungs-Spiel mit dem aus New York City importierten Namen *Genderfucking*⁸ zeitweise recht beliebt. Das war

are dividing the strength of the people [...] This real necessity for everyone to exist as an individual, as well as a member of a class, is perhaps the first condition for the accomplishment of a revolution, without which there can be no real fight or transformation [...] At this point, let us say that a new personal and subjective definition for all humankind can only be found beyond the categories of sex (woman and man) and the advent of individual subjects demands first destroying the categories of sex, ending the use of them, and rejecting all sciences which still use these categories as their fundamentals (practically all social sciences).« (Wittig 1992, S. 17 ff.)

⁸ Genderfuck is a politics of identity stemming from the identity politics movements of the 1950s and 1960s, a

damals die schwulenbewegte Antwort der Dennewitzstraße auf die traditionellen Tuntenbälle (Ball der Freunde) in »Walterchens Ballhaus« am Bülowbogen und die noch traditionsbetontereren Transvestitenrevuen im »Chez nous« in der Marburger Straße. Viele der damals Schwulenbewegten glaubten ähnlich wie Butler einige Jahrzehnte später, dass ihr transvestitisches Freizeitvergnügen subversiv sei, einige behaupteten sogar, Genderfucking sei ein fundamentaler Angriff auf die »bürgerliche Sexualmoral« (zur Kritik dieser Illusion vgl. Graf/Steglitz 1974)

4. Kapitalismus und Schizophrenie I. Many Sexes

Butler wie auch der Wittig-Kommentator J.E. Bauer zitieren eine Stelle bei Wittig, in der es auf den ersten Blick so aussieht, als würde sie wie aus einem sonnambulen Dämmerzustand heraus die ihr gewiss unbekanntete Lehre von den sexuellen Zwischenstufen Magnus Hirschfelds aufrufen:

»For us there are, it seems, not one or two sexes but many (cf. Guattari/Deleuze), as many sexes as there are individuals.«⁹ (Wittig 1979, S.119)

Butler weist diese Vorstellung vom einzigartigen Geschlecht jedes Individuums strikt zurück, weil sie »mit logischer Notwendigkeit« glaubt, diese »schrakenlose Vervielfältigung« führe »zur Negierung des Geschlechts als solchem«: »Das Geschlecht eines Individuums wäre eine radikal einzigartige Eigenschaft, die nicht mehr als sinnvolle, deskriptive Verallgemeinerung fungieren könnte« (Butler 1991, S. 176). Butler begründet nicht, warum sie diesen Funktionsverlust fürchtet und welche sinnvollen Verallgemeinerungen ihr bei Wegfall des Geschlechts nicht mehr möglich sein würden.

Ich verdanke J.E.Bauer den Hinweis auf die Bedeutung des im obigen Zitat eingeklammerten »cf. Guattari/Deleuze«: Es handelt sich um eine Stelle aus dem Buch *Capitalisme et schizophrénie 1: L'Anti-Œdipe* der beiden Autoren Gilles

guiding principle of which is the idea that the personal is political. The term dates at least to 1979, when an article by Christopher Lonc, entitled »Genderfuck and Its Delights«, appeared in the magazine *Gay Sunshine*. Lonc wrote: »I want to criticize and poke fun at the roles of women and of men too. I want to try and show how not-normal I can be. I want to ridicule and destroy the whole cosmology of restrictive sex roles and sexual identification.« (<http://en.wikipedia.org/wiki/Genderfuck>)

⁹ Frau Menke übersetzt aus dem Amerikanischen: »Für uns gibt es nicht ein oder zwei, sondern viele Geschlechter, so viele Geschlechter wie Individuen.«

Deleuze und Félix Guattari (Paris 1972), sie findet sich in der deutschen Ausgabe im 3. Kapitel »Einführung in die Schizo-Analyse« auf der Seite 381 und hat nach meinem Verständnis einen völlig andern Sinn als den, den Wittig dort hineinlegt. Es geht darin um eine Charakterisierung des Unbewussten in einer Schicht, die ein wenig Kristevas präödiptalem Semiotischem ähnelt. Für Deleuze und seinem Partner gibt es dort aber nicht so viele Geschlechter wie Individuen, sondern auch nur, wie im wirklichen Leben Männer & Frauen. Sie sollen »anthropomorphe Repräsentationen« sein, die die unbewusste »Wunschproduktion« vervielfältigt, »hunderttausend Mal«:

»[...] aus dem Unbewußten aufgestiegene Vorstellung! [...] überall eine mikroskopische Transsexualität, die bewirkt, daß die Frau ebenso viele Männer umfaßt wie ein Mann, und der Mann ebenso viele Frauen, die alle in der Lage sind, miteinander in Verhältnisse der Wunschproduktion einzutreten, die die statistische Ordnung der Geschlechter umstürzt. Sich zu lieben heißt nicht, es nur einmal, oder selbst zweimal, sondern hunderttausendmal zu treiben. So sind die Wunschmaschinen, ist das unmenschliche Geschlecht also nicht ein, nicht zwei, sondern n... Geschlechter. Die Schizo-Analyse ist die wechselseitige Analyse dieser n... Geschlechter *in einem Subjekt* [...], jenseits der anthropomorphen Repräsentation, die die Gesellschaft ihm aufzwingt [...] Die schizo-analytische Formel der Wunschrevolution wird zu allem Anfang sein: Jedem seine Geschlechter!« (Deleuze/Guattari 1974, S. 381)

Wittig versucht also vergeblich, sich in ihrer Vision (Bauer 2006, S. 28 spricht von »utopia«) – jedem Individuum sein eigenes Geschlecht – bei Deleuze & Guattari, zwei Superstars der Literaturszene der 1970er Jahre¹⁰, rückzuversichern. Das ist auch eher bedeutungslos, denn in Wittigs literarischem Assoziationsstrom wird stellenweise ein allgemeinmenschliches Emanzipationsprogramm angedeutet, das Bauer (2006, S. 23) recht

¹⁰ Kristeva (1978, S. 31) hat für die beiden ein kluges Lob bereit, das sie mit einer nützlichen Klarstellung verbindet: »[...] auch Deleuze und Guattari beharren zu Recht auf dem destruktuierenden und asignifikanten Strom der Schizophrenie, auf der begehrenden und asignifikanten Maschine des Unbewußten. Ihr Vorgehen wirkt angesichts der von Kommunikations- und Normativitätsideologen, die mehr oder weniger Anthropologie und Psychoanalyse versorgen, befreiend. Doch ist offenkundig, daß die für den »schizophrenen Strom« gegebenen Beispiele hauptsächlich der modernen Literatur entnommen sind, einer Praxis also, in der der »Strom« auf die Sprache gestoßen ist, um sich dort erst als Strom zu verwirklichen, wo er das Signifikante von der Seite her angreift, um sodann *in ihm* die heterogene Erzeugung der »begehrenden Maschine« zu betreiben.«

treffend charakterisiert als »libertarian thrust toward the concrete realization of universal humanness«, womit wir immerhin bei den Idealen von 1789 angekommen wären. Dieser »libertarian thrust« scheint mir ein sympathischer Unterschied zu sein zwischen Wittigs Ansichten einerseits und den doch immer verstohlen mit der Macht einer Nietzscheschen selbstbefreiten Herrenrasse jenseits aller Sklavenmoral liebäugelnden »postmodernen« Autoren Foucault, Deleuze, Guattari u.v.a.m., und leider auch unserer Judith Butler.

Die zahllosen Männer und Frauen in jedem von uns haben sich Deleuze und Guattarie nicht selbst ausgedacht. Da beide Nietzsche ähnlich glühend verehren wie Butler dies tut, konnten sie bei ihm ihren schizo-analytischen Einfall vorgefertigt übernehmen. In der Nietzsche-Ausgabe des Nazi-Philosophen Alfred Baeumler liest sich das so:

»Das Ich ist nicht die Stellung eines Wesens zu mehreren (Triebe, Gedanken usw.), sondern das ego ist eine Mehrheit von personenartigen Kräften, von denen bald diese, bald jene im Vordergrund steht als ego und nach den anderen wie ein Subjekt nach einer einflußreichen und bestimmenden Außenwelt hinsieht.« (Nietzsche 1931, S. 137)

Baeumler datiert diese Stelle auf etwa 1873 und seither erfreute sich die Vorstellung »Ich ist nicht ein anderer, sondern viele« besonders bei den Dichtern zunehmender Beliebtheit. Obwohl Marcel Proust nie Nietzsche rezipiert hat (wohl aber ähnlich reaktionären Anschauungen anhing wie Nietzsche), gibt es in seinem zwischen 1913 und 1927 erschienenem Roman *À la recherche du temps perdu*. ebenfalls eine Vielfalt von Ichs in jedem Individuum. Zwar gibt es in Prousts Roman auch nur zwei Geschlechter, und die vielen Schwulen und Lesben, die darin vorkommen, muss man sich vielleicht als zusammengesetzt aus einer Männer- und einer Frauenhälfte vorstellen: einmal nennt Proust sie »hommes-femmes« (Proust 1993, S. 7). Was er damit meinen könnte, wird nicht erklärt. Proust erklärt auch nicht, wie er sich das vorstellt: die zahllosen Ichs, aus denen wir bestehen. Er erwähnt diesen Gedanken aber zahllose Male in seinem siebenbändigen Roman, zum Beispiel dort, wo der Protagonist darüber sinniert, dass seine Geliebte, Albertine, ihn verlassen hat:

»Ach! Noch nie, seit Albertine fort war, hatte ich mich dorthin gesetzt. Daher konnte ich auch nicht sitzen bleiben und erhob mich; und so stellte sich jeden Augenblick eines der zahllosen Ichs ein, aus denen wir bestehen und die sich bescheiden

zurückhalten, ein Ich, das noch nichts davon wußte, daß Albertine gegangen war, und dem ich es erst mitteilen mußte; ich war gezwungen – was grausam schien, als wenn sie Fremde gewesen wären, die nicht meine eigene Leidenschaft besaßen –, das widerfahrene Unglück allen diesen Wesen, allen diesen Ichs zu berichten, denen es noch unbekannt war; jedes von ihnen mußte ein erstesmal die Worte vernehmen: [...] »Albertine ist fort.« (Proust 2001, S. 24 f.)

Wir alle sind demnach für Nietzsche, Proust, Deleuze und Guattari irgendwie multiple Persönlichkeiten, bei denen zwischen Nietzsche und den Späteren strittig ist, ob es sich dabei um Frauen und Männer handelt oder um bloße Monosexualität.

Niklas Luhmann behauptet wohl zurecht, die Idee des aus einer Mehrheit von Ichs oder Selbsts zusammengesetzten Individuums sei »gegen Ende des 19. Jahrhunderts« aufgekommen: »Alle copieren, alle richten sich nach der Mode. Und es gehört schon verzweifelter Mut dazu, für den Künstler eine Ausnahme zu reklamieren. Mit einem Fuß steht auch er auf den variablen, kontingenten, modischen Grundlagen der Modernität; nur mit dem anderen berührt er das Absolute. Hierin deutet sich schon an, was wenig später »wissenschaftliches« (psychiatrisches, sozialpsychologisches, soziologisches) Normalrezept werden wird: sich in mehrere Selbsts, mehrere Identitäten, mehrere Persönlichkeiten zu zerlegen, um der Mehrheit sozialer Umwelten und den Unterschiedlichkeiten der Anforderungen gerecht werden zu können. Das Individuum wird durch Teilbarkeit definiert.« (Luhmann 1981, S. 220 & 223)

5. »Wissenschaftliche Mythen« bei Freud und Hirschfeld

Magnus Hirschfeld und Sigmund Freud erzählen je einen, von Freud so genannten »wissenschaftlichen Mythos« (Freud 1967, S. 74) über den »sozialen Urzustand des Menschen«, um ihre jeweiligen Konzepte der geschlechtlichen Vielfalt (Hirschfeld) resp. des Ursprungs von Religionen, Künsten und Moralien (Freud) zu verdeutlichen. Bei aller Verschiedenheit beider Erzählungen teilen sie doch mindestens zwei Vorlieben: Beide sehen eine ursprüngliche Bisexualität des Menschen und beide beziehen sich auf Ideen Darwins, die sie für ihre Zwecke uminterpretieren.

(a) Freud: In seiner Studie *Totem und Tabu* von 1913, in der er Ergebnisse ethnologischer Forschungen mit der damaligen Einsicht der Psycho-

analyse parallelisiert, dass der Ödipus-Komplex »den Kern aller Neurosen bildet« (Freud 2000, S. 212), erzählt Freud von der »Darwinschen Urhorde« (ebd., S. 179), die er sich als heterosexuell-patriarchalischen Verband denkt, den ein »gewaltätige[r] Urvater« (ebd. S. 196) beherrscht. Dieser Urvater hat für sich das Monopol des Geschlechtsverkehrs mit allen Frauen der Urhorde durchgesetzt und damit die jüngeren Männer zur heterosexuellen Enthaltensamkeit und zu »homosexuellen Gefühlen und Betätigungen« (ebd. S. 198) miteinander gezwungen. Dieser Zustand ist für die jungen Heterosexuellen unhaltbar: »Eines Tages taten sich die ausgetriebenen Brüder zusammen, erschlugen und verzehrten den Vater und machten so der Vaterhorde ein Ende. Vereint wagten sie und brachten zustande, was dem einzelnen unmöglich gewesen wäre.« (Ebd. S. 196) Im vorliegenden Zusammenhang ist vor allem interessant, dass die Annahme einer ursprünglichen Bisexualität hier nur als Not-Homosexualität der Brüder vorkommt und dass es für Freud nur um die Naturalisierung und Verewigung dessen ging, was man mit Judith Butler »Zwangsheterosexualität« nennen könnte.

Im ersten Kapitel von *Totem und Tabu* sieht es so aus, als würde Freud seinen wissenschaftlichen Mythos von der Ermordung des Vater-Despoten durch die not-homosexuelle Brüderhorde gleichsam nach hinten in eine noch fernere Vergangenheit erweitern, indem er die von einigen totemistisch organisierten Völkern praktizierte »Gruppennehe« erwähnt, »deren Wesen darin besteht, daß eine gewisse Anzahl von Männern eheliche Rechte über eine gewisse Anzahl von Frauen ausübt.« (Freud 2000, S. 53) Überhaupt setzen die von Freud gewählten Beispiele mythischer Heterosexualität eine Stufe der Naturerkenntnis oder Produktivkraftentwicklung voraus, auf der die Kausalität von Zeugung und Geburt bereits bekannt ist. Freud erwähnt zwar kurz das Beispiel des australischen Arunta-Volkes (»Menschen, die noch nicht erkannt hatten, daß die Empfängnis die Folge des Geschlechtsverkehrs sei«, Freud 2000, S. 167), stellt aber keine Überlegungen darüber an, wie sich dieses Nicht-Wissen auf die Sexualitäts- und Herrschaftsverhältnisse bei den Arunta auswirkt. Ihn interessiert allein die Frage nach der Onto- und Phylogenese heterosexueller Männer und Frauen. Der orthodox freudianische Psychoanalytiker Reimut Reiche weist dann auch zutreffend in seiner Butler-Kritik mit einiger Selbstironie darauf hin, dass die Psychoanalyse bisher auf folgende Enthüllung spezialisiert gewesen sei: »Die verschiedenen psychoanalytischen Abfallbewegungen und die Utopisten [sei-

en] mit den Perversen darin vereint [...], dass sie in ihrer unbewussten Dynamik den Geschlechtsunterschied leugnen« (Reiche 2004, S. 134). Und er fügt hinzu: »Der radikale geschlechtskonstruktivistische Diskurs unterläuft diese Enthüllung, indem er den Geschlechtsunterschied bewusst verneint und gerade diese Verneinung zu seinem eigenen Differenzschema erklärt, mit dem er sich von den anderen Wissenschaften unterscheidet. Als tendenziell unnormal, nämlich als chauvinistisch, altmodisch oder pseudoreligiös erscheint dann, wer immer noch an die Körpergebundenheit von Geschlechtsunterschieden glaubt.« (Ebd.)

(b) Hirschfeld: In seiner kleinen, fast zwei Jahrzehnte vor *Totem und Tabu* erschienenen Schrift *Sappho und Sokrates* erzählt Magnus Hirschfeld zur Einleitung in seine Lehre von den sexuellen Zwischenstufen ebenfalls einen »wissenschaftlichen Mythos« aus den Anfängen der Menschheitsgeschichte:

»Wenn wir davon ausgehen, woran ein Zweifel naturwissenschaftlich nicht möglich ist, daß die Anlage jedes Individuums eine zwitterhafte ist und der seelische Drang ursprünglich beide Geschlechter in gleicher Stärke umfaßte, so ist es wohl wahrscheinlich, daß die Absicht sich fortzupflanzen, sich der Kinder zu erfreuen, die Menschen bewogen hat, die Liebe zum andern Geschlecht zu bethätigen, entsprechend der durch göttliche Autorität verstärkten Suggestion: ›seid fruchtbar und mehret Euch‹. Nach dem Darwin'schen Grundsatz von dem Siege des Zweckmäßigen – survival of the fittest – erstarkte die fleißig geübte Anlage – Übung macht den Meister – und befestigte sich immer tiefer durch tausendjährige Vererbung, während der mit gutem Recht vernachlässigte Trieb zum eigenen Geschlecht verkümmerte« (Hirschfeld 1896, S. 15)

Hirschfeld stellt sich hier offensichtlich vor, wie in einer Epoche der Menschheitsgeschichte, die noch lange vor der von Freud imaginierten vatermordenden Brüderhorde liegt, die Menschen paritätisch homo- und heterosexuelle Praktiken pflogen und nach der Erkenntnis, dass Heterosexuelles die Produktion von Nachkommen ermöglicht, diesem den Vorzug gaben und den Trieb zum eigenen Geschlecht wegen fehlender Übung verkümmern ließen. Diese »Genealogie« des Primats der Heterosexualität trägt zwar recht skurrile Züge, immerhin aber versucht Hirschfeld hier, ein Phänomen entwicklungsgeschichtlich zu erklären, das seine Zeitgenossen normalerweise als individuelle Krankheit oder persönliches Laster klassifizierten. Zudem nimmt Hirschfeld die

naturwissenschaftlich nicht zu bezweifelnde zwitterhafte Anlage jedes Individuums zum Ausgangspunkt für ein folgenreiches Nachdenken über Männer und Frauen: zur ersten Formulierung seiner Lehre von den sexuellen Zwischenstufen, die nicht nur Butlers hundert Jahre spätere linguistisch-idealistische Vorstellung von diskursiven gender identities vorwegnimmt, sondern auch jene Sichtweise auf Mann und Frau begründet, die in Monique Wittigs Vision der unendlich vielen Geschlechter angedeutet wird. Ausgehend von der Feststellung: »in der Ur-Anlage sind alle Menschen körperlich und seelisch Zwitter« (Hirschfeld 1896, S. 9 f.), gelangt Hirschfeld bald darauf zu folgender die Erwachsenen betreffende Einsicht:

»So sehen wir, dass die Behauptung, sämtliche Geschlechtsunterschiede seien nur Gradunterschiede, ›bis aufs Haar‹ stimmt [...], alles, was das Weib besitzt, hat, wenn auch in noch so kleinen Resten der Mann ebenfalls und ebenso sind bei jedem Weibe Spuren aller männlicher Eigentümlichkeiten nachzuweisen.« (Hirschfeld 1899, S. 15)

Die radikalste Formulierung dieser Sicht auf Mann und Frau gelingt ihm erst 1905, als er schreibt: »Sehr streng wissenschaftlich genommen dürfte man in diesem Sinne gar nicht von Mann und Weib sprechen, sondern nur von Menschen, die größtenteils männlich oder größtenteils weiblich sind.« (Hirschfeld 1905, S.4)

In diesem Sinne kann man sagen, Hirschfeld eröffnet die Möglichkeit einer Perspektive, die ein neuartiges individualistisches Bild des Menschen und seiner Geschlechtlichkeit zeigt: »Der Mensch ist nicht Mann oder Weib, sondern Mann und Weib. Nur ist das Mischungsverhältnis der aus mütterlicher und väterlicher Ahnenreihe ererbten Eigenschaften ein so unendlich mannigfaltiges, daß kein Einzelwesen mit einem anderen übereinstimmt, weder im ganzen noch im kleinsten seiner Teile. Nichts Gleiches gibt es unter der Sonne, nur Ähnliches.« (Hirschfeld 1926, S. 5)

Diese extrem individualistische Sicht steht für Hirschfeld jedoch nicht in Widerspruch zu einer Typenklassifikation, die die »Sexualtypen Mann und Weib« annimmt und von der biologischen Tatsache der Mutterschaft und Vaterschaft ausgeht:

»Nichts wäre nun allerdings verfehler [...], als wenn man sich auf den Standpunkt stellen würde, daß es eigentliche Geschlechtsunterschiede überhaupt nicht gäbe, die beiden Geschlechter seien nicht nur gleichwertig und gleichberechtigt, son-

dem auch körperseelisch von gleicher Beschaffenheit. Daß die Natur eine Teilung der Arbeit zwischen den Geschlechtern vorgesehen hat, geht schon aus der Trennung der Geschlechter hervor.« (Ebd., S. 490) Das hört sich fast so an wie die Butlerschen Bedenken gegen Wittigs Vision (as many sexes as there are individuals). Anders als Butler, die bei einer unendlichen Vermehrung der Geschlechter befürchtet, diese Kategorie würde entleert und ihre Unterscheidungskraft verlieren, verweist Hirschfeld auf die nur schwer zu bestreitende Tatsache der Vaterschaft und Mutterschaft, ohne die es kein menschliches Leben gibt. Würde man diese »Arbeitsteilung« zwischen Mann und Frau bei der Nachwuchsproduktion leugnen und die beiden Geschlechter in many sexes »auflösen«, jeden Menschen zu einer einzigartigen sexuellen Zwischenstufe erklären, die weder Mann noch Frau ist, sondern ein unwiederholbarer Zwitter, dann hätte man die Frauenfrage, die Tatsache der seit »vielen Jahrtausenden« bestehenden Unterdrückung der Frau durch den Mann gleich mitaufgelöst und hinwegtheorisiert. Für Hirschfeld wäre nichts verfehlter als eine solche Sichtweise, denn er begrüßt und unterstützt aktiv den Kampf der Frauenbewegungen (und den der homosexuellen Männer und Frauen ohnehin): »[...] erst seit einigen Jahrzehnten, die im Vergleich zu den vielen Jahrtausenden eine viel zu kurze Spanne Zeit sind, um zu abschließenden Urteilen zu gelangen, beginnt das Weib sich seine natürlichen Freiheiten und Rechte zurückzugewinnen.« (Ebd.)

J.E. Bauer, der in seiner Interpretation der Zwischenstufenlehre den eben erwähnten Aspekt übergeht, stützt sich hauptsächlich auf eine Formulierung Hirschfelds, wo dieser, ausgehend von der Kernthese, der Mensch ist nicht Mann oder Weib, sondern Mann *und* Weib, sagt, dass diese Grundtypen Mann und Weib »im Grunde nur Fiktionen sind« (Hirschfeld 1923, S. 24, vgl. Bauer 2007, S. 112). Bauer folgert aus der im Zitat behaupteten Fiktionalität der Geschlechter, dass all diese Fiktionen im Zuge eines Befreiungsmessianismus »letztlich aufgelöst werden müssen« (ebd.) und vermutet bei denen, die die »dekonstruktiven Folgen von Hirschfelds Lehre« nicht nachvollziehen wollen, sie hofften, Konstrukte wie »der Schwule« vor »der Auflösung durch Hirschfelds kritischen Ansatz zu retten« (ebd., S. 109)

Man kann Bauers Auflösungsforderung ohneweiteres zustimmen, wenn man mit ihm einen Augenblick über den Zustand einer befreiten Zukunftsgesellschaft spekulieren will, in der es kei-

ne Herrschaft des Menschen über den Menschen mehr gibt. Dort werden vermutlich alle Klassifikationen, die gegenwärtig Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnisse stützen oder gar begründen (Geschlecht, Sexualorientierung, Hautfarbe, Privateigentum, Sprache, Wohnort u. dergl.) außer kraft gesetzt oder »aufgelöst« sein. Wenn aber heutzutage im imperialistischen Ausbeutungs- und Unterdrückungssystem des Kapitalismus Intellektuelle wie Butler und Bauer mit sprachidealistischem Instrumentarium an der Demontage von Kategorien der Geschlechtskunde arbeiten und ihre Arbeit für politisch oder gar subversiv halten, dann können wir MaterialistInnen¹¹ dem nicht folgen. Zudem halten wir auch diese »dekonstruktiven« Bemühungen für bloße ideologische Reflexe einer gesellschaftlichen Entwicklung, die ohnehin vor unseren Augen abläuft und die, wie im letzten Abschnitt angedeutet werden soll, mit der »transitorischen Notwendigkeit« der kapitalistischen Produktionsweise zusammenhängt (vgl. dazu Graf/Steglitz 1974). Es ist leider noch viel schlimmer: die Entlarvung der Geschlechterkategorien als »Fiktion« ist vor allem eine Reverenz an Nietzsche, in dessen Schriften die »Fiktion« der zentrale Vorwurf seiner Vernunft-, Religions- und Moralkritik ist. Der nationalsozialistische Nietzsche-Herausgeber R. Oehler hat die Stellen aufgelistet, in denen Nietzsche nicht nur Gott, sondern auch den Rest der Welt zur Fiktion erklärt. Das Subjekt, die Gattung, der Zweck (*Der Wille zur Macht*), der Mensch (*Morgenröthe*), das logische Denken (*Die Unschuld des Werdens*) und natürlich das Christentum (*Götzendämmerung*) – alles nur Fiktionen (Oehler 1943, S. 113). Hirschfeld erläutert seinen Gebrauch der »Fiktion« an der zitierten Stelle nicht, und soweit ich sehe, verwendet er den Begriff nur einmal, nämlich im Aufsatz über die »intersexuelle Konstitution«. Bedenkt man die zeittypische Faszination, die Nietzsches Schriften auch auf Hirschfeld ausgeübt haben und deren Spuren in Hirschfelds Gesamtwerk zu finden sind, dann haben wir es hier, in der »intersexuellen Konstitution«, wo Mann und Weib als Fiktionen erscheinen, mit einem spielerischen Umgang mit nietzschescher idealistischer Ausdrucksweise zu tun.¹²

¹¹ Wir halten uns nämlich mit Antonio Gramsci für etwas Besseres: für *organische* Intellektuelle, die wert darauf legen, kritische Distanz zu den hegemonialen ideologischen Apparaten zu halten.

¹² J.E. Bauer will Hirschfelds Zwischenstufenlehre nicht mit Nietzsche, sondern mit dem eine Generation früher ähnlich argumentierenden Max Stirner rückkoppeln. Stirners erkenntnistheoretisches Motto »Ich hab' Mein Sach' auf

Und noch ein Beispiel für Hirschfelds Nietzsche-Rezeption:

Wenn er sich im Band 1 seiner *Geschlechtskunde* zum Ursprung der Frauenunterdrückung äußert, bietet er ein weiteres Stück seines wissenschaftlichen Mythos. Er greift dann nicht, was bei seiner SPD-Mitgliedschaft und persönlichen Freundschaft mit August Bebel zu erwarten gewesen wäre, auf die Darstellung in Bebels *Die Frau und der Sozialismus* zurück, sondern übt sich in Genealogie à la Nietzsche: Der Mensch war »von jeher zu herrschsüchtig« um gleiche Recht und Freiheiten für Frauen und Männer zu verwirklichen; »der Wille zur Macht, zur Überlegenheit war in ihm zu stark, und so hat der Mann im Kampf der Geschlechter das Weib nicht nur erobert, sondern unterjocht, nicht nur erworben, sondern unterdrückt« (Hirschfeld 1926, S. 490). Eine gewisse Distanz zu Nietzsches Anschauungen kommt immerhin zum Ausdruck, wenn Hirschfeld einen von dessen Lieblingsausdrücken: »Wille zur Macht«, der die Zukunftsmoral seiner übermenschlichen Herrenrasse bezeichnen soll, kritisch übersetzt als Herrschsucht. Der herrschsüchtige Mensch, der sein Weib seit Jahrtausenden unterjocht, wird neuerdings von diesem bedrängt, weil es seine natürlichen Freiheiten und Rechte zurückgewinnen will. Die von wenigen Vorbehalten gehemmte Sympathie Hirschfelds für Nietzsche (und nicht für Bebel oder gar den Marxismus) lässt sich nahezu in seinem gesamten Werk nachweisen und war damals keineswegs ein Widerspruch zu seinem Engagement auf dem rechten Flügel der Sozialdemokratischen Partei. Eine gewisse ideologische Ähnlichkeit mit dem Nietzscheverehrer und irgendwie linken Gaullisten Michel Foucault, Butlers großem Lehrmeister, fällt hier auf: Wenn man das Adjektiv »postmodern« einen Augenblick beiseite lässt, kann man die beiden, Hirschfeld und Foucault, mit Jan Rehmann einem »Links-Nietzscheanismus« zuordnen (Rehmann 2004) Beide haben auf der Suche nach einer Alternative zum Historischen Materialismus Nietzsche, den vielleicht einflussreichsten bürgerlichen Denker im 20. Jahrhundert, entdeckt. Der Nietzsche-Kult der beiden schwulen Anti-Materialisten unterscheidet sich aber in vielen Punkten, so in diesem: in Hirschfelds privatem Pantheon steht – anders als bei Foucault – nicht Nietzsche, sondern *Goethe* auf Platz Nummer Eins. Goethes Sentenz: »Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch« wird in

Nichts gestellt« erscheint als eine Vorwegnahme der Idee, die ganze Welt sei eine bloße Fiktion.

Hirschfelds Schriften häufig zitiert (vgl. Herzer 2001, S. 8 ff).

6. Individualität. Individuelles Geschlecht. Vereinzelte Einzelne. Warenbesitzer

Die von Marx unternommene Analyse des kapitalistischen Gesellschaftssystems kommt unter anderem zu dem Ergebnis, dass dieses System der völlig neuartigen Entwicklung gesellschaftlichen Reichtums (und des Wohlstands der herrschenden Klasse) in mehrfacher Hinsicht die Voraussetzung für die Entstehung einer höheren Gesellschaftsform ist. Das Kapitalverhältnis ist quasi Motor des materiellen und zivilisatorischen Fortschritts:

»Nur soweit der Kapitalist personifiziertes Kapital ist, hat er einen historischen Wert und jenes historische Existenzrecht, das, wie der geistreiche Lichnowski sagt, keinen Datum nicht hat¹³. Nur soweit steckt seine eigene transitorische Notwendigkeit in der transitorischen Notwendigkeit der kapitalistischen Produktionsweise. Aber soweit ist auch nicht Gebrauchswert und Genuß, sondern Tauschwert und dessen Vermehrung sein treibendes Motiv. Als Fanatiker der Verwertung des Werts zwingt er rücksichtslos die Menschheit zur Produktion um der Produktion willen, daher zu einer Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte und zur Schöpfung von materiellen Produktionsbedingungen, welche allein die reale Basis einer höheren Gesellschaftsform bilden können, deren Grundprinzip die volle und freie Entwicklung jedes Individuums ist. Nur als Personifikation des Kapitals ist der Kapitalist respektabel.« (Marx 1968a, S. 618)

Marx argumentiert sozusagen zweigeleisig: logisch-historisch. Aus der Logik des Tauschverhältnisses zweier Warenbesitzer wird die Entstehung des Geldes entwickelt und aus der Entstehungsgeschichte des doppelt freien Lohnarbeiters¹⁴ das Kapitalverhältnis, die Verwandlung eines Geldbetrags in Kapital mittels Kauf der Ware

¹³ »Der reaktionäre schlesische Großgrundbesitzer Lichnowski ergriff am 31. August 1848 in der Frankfurter Nationalversammlung das Wort und sprach sich gegen das historische Recht Polens auf selbständige Existenz aus. Dabei benutzte er mehrmals die oben zitierten Worte, worauf die Anwesenden jedesmal mit großem Gelächter antworteten.« (Marx 1968a, S. 858; Erläuterung der Herausgeber beim Institut für Marxismus-Leninismus der SED)

¹⁴ Zusammenfassend heißt es zu den Verhältnissen in Westeuropa: »So wurde das von Grund und Boden gewaltsam exproprierte, verjagte und zum Vagabunden gemachte Landvolk durch grotesk-terroristische Gesetze in eine dem System der Lohnarbeit notwendige Disziplin hineingepeitscht, -gebrandmarkt, -gefoltert.« (Marx 1968a, S. 765)

Arbeitskraft und ihrer profitablen Ausbeutung. War die »sogenannte ursprüngliche Akkumulation«, also die Trennung der Arbeitenden von den Arbeitsmitteln und die Aneignung dieser Arbeitsmittel durch die herrschende Klasse, ein durchaus gewalttätiger, terroristischer Vorgang, so funktionieren späterhin Arbeitsmarkt und Produktionssphäre unter dem falschen Schein der Freiwilligkeit und Gewaltfreiheit – ein ideologischer Effekt des von freien und gleichberechtigten Vertragspartnern ausgehandelten Arbeitsvertrags. Mit der Verallgemeinerung der Lohnarbeit und der Entwicklung von Maschinerie und Großindustrie entfaltet dieser ideologische Effekt eine Wirkung, die für die Totalität der bürgerlichen Gesellschaft von der Produktionssphäre bis zum Staatsapparat grundlegend ist: die Produktion des bürgerlichen Individuums. Jedes dieser Individuen kann sich als freier Bürger fühlen, dessen Freiheit sich auf dem Eigentum an Mitteln zur Produktion des eigenen Lebens gründet: die Werkstätigen sind Eigentümer ihrer Arbeitskraft, die sie zeitweise verkaufen, um zu leben; die kapitalistischen Produktionsmittelbesitzer verkaufen auch nur die mittels gekaufter Arbeitskraft in ihren Unternehmen produzierten Waren. Sie alle erscheinen als vereinzelt Einzelne, die untereinander allein über ihre Beziehung zu den Waren und zur allgemeinen Ware, zu Geld, verbunden sind:

»Es ist im Geld zuerst, und zwar in der abstraktesten, daher sinnlosesten, unbegreiflichsten Form – eine Form, in der alle Vermittlung aufgehoben ist –, worin die Verwandlung der wechselseitigen gesellschaftlichen Beziehungen in ein festes, überwältigendes, die Individuen subsumierendes gesellschaftliches Verhältnis erscheint. Und zwar ist die Erscheinung um so härter, als sie hervorwächst aus der Voraussetzung der freien, willkürlichen, nur durch die wechselseitigen Bedürfnisse in der Produktion sich aufeinander beziehenden, atomistischen Privatpersonen.« (Marx 1953, S. 928)

Die atomistischen Privatpersonen, die auf dem Markt gegeneinander konkurrieren, um ihre Waren zu verkaufen und zu kaufen, entwickeln sich unter der Bedingung wachsender Produktivkräfte und wachsenden gesellschaftlichen Reichtums widersprüchlich: einerseits bedingt Produktivkraftentwicklung »keineswegs Entsagen vom Genuß, sondern Entwickeln von power, von Fähigkeiten zur Produktion und daher sowohl der Fähigkeiten, wie der Mittel des Genusses« (Marx 1953, S. 599), aber zugleich unterliegt die Wahrnehmung, die die Individuen von den gesellschaftlichen Verhältnissen haben, einer besonde-

ren Verdrehung, die ihnen die Überzeugung nahelegt, dass nicht sie selbst ihre Geschichte machen, sondern vielmehr wie von einem ewig waltenden Schicksal von den Dingen beherrscht werden, die unter ihren Händen Warenform angenommen haben. Sie sind von ihren eigenen Produkten durch die Gesetzmäßigkeiten der Wirtschaft soweit entfremdet, dass es regelrecht zu einer »Verkehrung von Subjekt und Objekt« (Marx 1968b, S. 55) kam und ein »Kapitalfetisch« (ebd., S. 405) sie beherrscht.¹⁵ Diese ideologische Mystifizierung der Klassenherrschaft begegnet uns wieder in der von den postmodernen NietzscheanerInnen wie Butler & Co. beschworenen »Macht«, der man sich durch Widerstand und Emanzipationskampf nur immer unentrinnbarer ausliefert (Foucault) oder die man durch läppische Geschlechtertauschkomödien »subversiv« dezentrieren kann (Butler). Diese für das Bewusstsein der vereinzelt Einzelnen (Waren- und Geldbesitzer) im Kapitalismus charakteristische »Religion des Alltagslebens« (ebd., S. 838) funktioniert offensichtlich ähnlich wie eine traditionelle Religion: »Wie der Mensch in der Religion vom Machwerk seines eigenen Kopfes, so wird er in der kapitalistischen Produktion vom Machwerk seiner eigenen Hand beherrscht.« (Marx 1968a, S. 649)

Das fortschreitend vereinzelt, aber auch differenziertere und bedürfnisreichere Individuum im Kapitalismus wird sich selbst in seiner Entfremdung, Vereinzelung und Innendifferenzierung zum Gegenstand der Reflexion. Zunächst von den DichterInnen und bald darauf und parallel dazu von der Psychologie. (Bertolt Brecht kann man beispielsweise als einen poetischen Fortsetzer der Marxschen Konstruktionen des Zusammenhangs von Sein und Bewusstsein der Produzenten verstehen.)

Ich möchte behaupten, Hirschfelds Idee, jedes menschliche Individuum sei ein einzigartiges und unwiederholbares Ensemble männlicher und weiblicher Eigenschaften und man könne daher »sehr streng wissenschaftlich genommen« nicht sagen, ein Mensch sei entweder Mann oder Weib, vielmehr sei jedes Individuum stets Mann *und* Weib –, diese Bild eines sexuierten Unikums ist

¹⁵ Hier wäre eigentlich noch ein Exkurs über die entgegengesetzte Tendenz im Bewusstsein der kapitalistischen Warenproduzenten einzuflügen: Als »entgegenwirkende Ursache« zum Konkurrenzkampf aller gegen alle erzeugt die große Industrie, auch in ihrer gegenwärtigen postfordistischen Gestalt, bei den Ausgebeuteten die Disposition zu Klassenkampf und Solidarität sowie zur Einsicht in die Notwendigkeit der sozialen Revolution, wenn der Transit in den Sozialismus gelingen soll.

im Grunde eine Anwendung der Vorstellung vom vereinzelt Einzelnen, welche das kapitalistische warenproduzierende Gesellschaftssystem in den Köpfen der Individuen erzeugt, jedenfalls begünstigt. Betrachtet man wie Hirschfeld die atomistische Privatperson, die mit den anderen freien und gleichen, aber unverwechselbar einmaligen Warenbesitzern am Markt konkurriert, unter dem Gesichtspunkt ihrer Geschlechtlichkeit, dann hat dies zur Voraussetzung, dass diese Vorstellung vom konkurrierenden Marktteilnehmer – vom »Einzigem« und seinem Eigentum – bereits einen festen Platz in der normalen Religion des Alltagslebens eingenommen hat. In der imperialistischen Militärdespotie Preußen-Deutschlands, in der das Kapitalverhältnis so gut wie alle Bereiche der Gesellschaft prägte, war dies zweifellos der Fall. Befördert wurde so auch die Idee der Emanzipation einzelner Bevölkerungsgruppen, die aufgrund vorkapitalistischer Moralvorstellungen in ihrer individuellen Persönlichkeitsentfaltung behindert wurden – behindert in der Teilnahme am Konkurrenzkampf um den Verkauf ihrer Arbeitskraft oder wie die Mittelklassen und Großunternehmer um die Realisierung der Marktpreise für ihre Waren. Hirschfeld selbst sieht seine theoretischen und politischen Bemühungen um sexuelle Emanzipation speziell der schwulen Männer in einem zeitgeschichtlichen Kontext mit einigen anderen, damals in den kleinbürgerlichen Mittelschichten aufkommenden Emanzipationsbewegungen und nennt namentlich (Hirschfeld 1926, S. 377):

- die Jugendbewegung (Wandervogel)
- die Bewegung gegen die Ächtung der Geschlechtskranken (Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten)
- die Bewegung für Gleichstellung unehelicher Mütter und Kinder mit denen in bürgerlichen Familien (Bund für Mutterschutz)
- die Bewegung gegen die Diskriminierung der weiblichen Prostituierten (Internationale abolitionistische Föderation)
- die Frauenbewegung (1896 in Berlin der erste »Internationale Frauenkongress für Frauenwerke und Frauenbestrebungen«)

All diese mittelständischen Sozialreformbewegungen kann man als Ausdruck fortschreitender Verfestigung einer Ideologie deuten, die die Entfaltung (»Selbstverwirklichung«) des Individuums verlangt; es wäre der ideologische Reflex jener doppelt bestimmten illusorischen Bewusstseinsform (einerseits frei und gleich zu sein, andererseits von den selbst produzierten Dingen

beherrscht zu sein), zu der die kapitalistische Produktionsweise die Individuen disponiert.

Was nun Hirschfelds Variante dieser Bewusstseinsform – jeder Mensch ist auch in seiner Geschlechtlichkeit von Natur aus einzigartig – betrifft, so fällt auf, dass sie bis heute nicht im Alltagsbewusstsein präsent ist wie die andern Vorstellungsinhalte zum vereinzelt Einzelnen. Von Anfang an gab es statt einer Rezeption einen polemischen Abwehrkampf, an dem sich neben Sigmund Freud nur wenige heute vergessene Autoren beteiligten. Üblich war völliges Ignorieren. Und auch die ausdrückliche Abwehr richtete sich nicht gegen die Lehre von den sexuellen Zwischenstufen, sondern gegen einen Popanz, das Dritte Geschlecht, eine damals populäre Bezeichnung Homosexueller.¹⁶ Hirschfeld zitiert zur Illustration dieser, die Auseinandersetzung verweigernden Polemik aus einer zeitgenössischen Tageszeitung den schönen Satz: »Es gibt nur zwei Geschlechter; das dritte Geschlecht ist die Erfindung verpesteter Gehirne und perverser Herzen.« (Hirschfeld 1905, S. 5) Dann referiert er einmal mehr vergeblich seine Zwischenstufenlehre und muss es geschehen lassen, dass dieselbe erst sechzig Jahre nach seinem Tod, in den 1990er Jahren eine zweifelhafte und eher klandestine »postmoderne« Renaissance erlebt – eher nicht bei J. Butler & M. Foucault, deutlicher schon bei M. Wittig & J. E. Bauer.

Vermutlich ist das entscheidende Hemmnis, das der Verabschiedung von der Vorstellung »Mann oder Frau« entgegensteht, die Evidenz der alltäglichen Begegnung, die uns unwillkürlich das eindeutige Urteil aufdrängt: Dies ist ein Mann, diese aber eine Frau, und das Freud sehr eindringlich in seiner Vorlesung über die Weiblichkeit beschreibt: »Männlich oder weiblich ist die erste Unterscheidung, die Sie machen, wenn Sie mit einem anderen menschlichen Wesen zusammentreffen, und Sie sind gewöhnt, diese Unterscheidung mit unbedenklicher Sicherheit zu machen.« (Freud 1978, S. 92)

¹⁶ Beispielsweise Freud 1919, S. 38 f.: »Die homosexuellen Männer, die in unseren Tagen eine energische Aktion gegen die gesetzliche Einschränkung ihrer Sexualbetätigung unternommen haben, lieben es, sich durch ihre theoretischen Wortführer als eine von Anfang an gesonderte geschlechtliche Abart, als sexuelle Zwischenstufen, als »ein drittes Geschlecht« hinstellen zu lassen [... Aber] diese beiden Feststellungen [(1) Schwule fixierten ihre Liebesbedürfnisse anfangs an die Mutter, (2) »jedermann, auch der Normalste« ist der homosexuellen Objektwahl fähig] machen sowohl dem Anspruch der Homosexuellen, als ein »drittes Geschlecht« anerkannt zu werden, als auch der für bedeutsam gehaltenen Unterscheidung zwischen angeborener und erworbener Homosexualität ein Ende.«

Diese unbedenkliche Sicherheit, die uns ja auch den Eindruck vermittelt, dass die Sonne im Osten auf- und im Westen untergeht, anstatt dass, wie die Wissenschaft behauptet, die Erde sich um die Sonne und um sich selbst dreht, wird dadurch bekräftigt, dass wir, anders als bei der Planetenbewegung, unsere Sexualobjekte nach der unbedenklichen Unterscheidung Mann oder Frau auswählen. Freud warnt hier, wo es, 1932, so *scheint, als ob* er die Lehre von den sexuellen Zwischenstufen nacherzählt, vor der Verwirrung der Gefühle:

»Und dann sagt Ihnen die Wissenschaft etwas, was Ihren Erwartungen zuwiderläuft und wahrscheinlich geeignet ist, Ihre Gefühle zu verwirren. Sie macht Sie darauf aufmerksam, daß Teile des männlichen Geschlechtsapparats sich auch am Körper des Weibes finden, wenngleich in verkümmertem Zustand, und das gleiche im anderen Falle. Sie sieht in diesem Vorkommen das Anzeichen einer Zwieschlechtlichkeit, Bisexualität, als ob das Individuum nicht Mann oder Weib wäre, sondern jedesmal beides, nur von dem einen so viel mehr als vom andern. Sie werden dann aufgefordert, sich mit der Idee vertraut zu machen, daß das Verhältnis, nach dem sich Männliches und Weibliches im Einzelwesen vermengt, ganz erheblichen Schwankungen unterliegt.« (Freud 1978, S. 93)

Die Auflösung des Geschlechterdualismus in der Religion des Alltagslebens wird uns, wenn überhaupt, die Zukunft bringen, ähnlich den anderen Fetischen, die zur Aufrechterhaltung der Normalität in der gegenwärtigen Gesellschaft unentbehrlich scheinen.

Literatur

- Bauer, J. Edgar (2006): *Mêmeté and the Critique of Sexual Difference: On Monique Wittig's Deconstruction of the Symbolic Order and the Site of the Neuter*, in: Proceedings of the Conference on New Social Movements and Sexuality. Sofia University, Sofia, Bulgaria, 8-9 October 2004. Washington D.C., S. 22 ff. — Internet-Version: <http://www2.hu-berlin.de/sexology/BIB/bauer14.htm>.
- Bauer, J. Edgar (2007): Magnus Hirschfeld: Sexualidentität und Geschlechtsbewußtsein. Eine dritte Klarstellung, in: Mitteilungen der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft Nr. 37/38, S. 109 ff.
- Butler, Judith (2008, zuerst 1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. 13. Aufl. Aus dem Amerikanischen von Kathrina Menke. Frankfurt am Main.
- Butler, Judith (2007): *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*. With an introduction by the author. New York & London.
- Deleuze, Gilles / Félix Guattari (1995, zuerst 1974): *Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie I*. Übersetzt von Bernd Schwibs. Frankfurt a.M.

Freud, Sigmund (1919): *Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci*. 2., vermehrte Auflage. Leipzig & Wien.

Freud, Sigmund (1967, zuerst 1921&1927): *Massenpsychologie und Ich-Analyse. Die Zukunft einer Illusion*. Frankfurt & Hamburg

Freud, Sigmund (1978, zuerst 1932): *Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*. Frankfurt a.M.

Freud, Sigmund (2000, zuerst 1913): *Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker*. Einleitung von Mario Erdheim. 7. Aufl. Frankfurt a.M.

Graf, Thorsten / Mimi Steglitz (1974): *Homosexuellenunterdrückung in der bürgerlichen Gesellschaft*, in: Probleme des Klassenkampfes, Jg. 4, Nr. 4, S. 17 ff.

Hark, Sabine (1998): *Umstrittene Wissensterritorien. Feminismus und Queer Theory – Reflexivität als Programm*, in: *Verqueere Wissenschaft?: Zum Verständnis von Sexualwissenschaft und Sexualreformbewegung in Geschichte und Gegenwart*. Münster, S. 13 ff.

Herzer, Manfred (2001): *Nietzsche-Jubiläum: Oi! Warning – Schweigen der Schwuchteln*, in: Capri Nr. 30, S. 8 ff.

Hirschfeld, Magnus (Dr.med.Th. Ramien 1896): *Sappho und Sokrates oder Wie erklärt sich die Liebe der Männer und Frauen zu Personen des eigenen Geschlechts?* Leipzig

Hirschfeld, Magnus (1899): *Die objektive Diagnose der Homosexualität*, in: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, Band 1, S. 4 ff.

Hirschfeld, Magnus (1905): *Geschlechtsübergänge. Mischungen männlicher und weiblicher Geschlechtscharaktere (sexuelle Zwischenstufen)*. Erweiterte Ausgabe eines auf der 76. Naturforscherversammlung zu Breslau gehaltenen Vortrages... Leipzig.

Hirschfeld, Magnus (1923): *Die intersexuelle Konstitution*. Erweiterung eines am 16. März 1923 im hygienischen Institut der Universität Berlin gehaltenen Vortrages, in: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, Band 23, S. 3 ff.

Hirschfeld, Magnus (1926): *Geschlechtskunde auf Grund dreißigjähriger Forschung und Erfahrung* bearbeitet. 1. Band: *Die körperseelischen Grundlagen*. Stuttgart.

Jones, Ernest (1962): *Das Leben und Werk von Sigmund Freud*. Band 2: *Jahre der Reife 1901-1919*. Bern u.a.

Kristeva, Julia (1977, zuerst 1975): *Maternité selon Giovanni Bellini*, in: *Kristeva: Polylogue*. Paris, S. 409 ff.

Kristeva, Julia (2007, zuerst 1978): *Die Revolution der poetischen Sprache*. 8. Aufl. Aus dem Französischen übersetzt, [stark gekürzt] und mit einer Einleitung versehen von Reinold Werner. Frankfurt a.M.

Luhmann, Niklas (1981): *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*. Band 3. Frankfurt a.M.

Marx, Karl (1953): *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (Rohentwurf)*. 1857-1858. Anhang 1850-1859. Berlin.

Marx, Karl (1968a): *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*. 1. Band. (Nach der 4., von Friedrich Engels durchgesehenen und herausgegebenen Auflage, Hamburg 1890. Lizenzausgabe.) Frankfurt a.M. (=MEW 23)

Marx, Karl (1968b): *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*. 3. Band. (Nach der 1., von Friedrich Engels herausgegebenen Auflage, Hamburg 1894. Lizenzausgabe.) Frankfurt a.M. (=MEW 25)

Nietzsche, Friedrich (1931): Die Unschuld des Werdens. Der Nachlass. Ausgewählt und geordnet von Alfred Baeumler. 2. Band. Leipzig.

Oehler, Richard (1943): Nietzsche-Register. Alphabetisch-systematische Übersicht über Friedrich Nietzsches Gedankenwelt. Nach Begriffen und Namen aus dem Text entwickelt. Stuttgart

Proust, Marcel (1993, zuerst 1920): À la recherche du temps perdu. Sodome et Gomorrhe I et II. Texte établi, présenté et annoté par Françoise Leriche. Paris.

Proust, Marcel (2001): Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. 6. Die Flüchtige. Aus dem Französischen übersetzt von Eva Rechel-Mertens; revidiert von Luzius Keller und Sibylla Laemmel. Frankfurt a.M.

Rehmann, Jan (2004): Postmoderner Links-Nietzscheanismus. Deleuze & Foucault. Eine Dekonstruktion. Hamburg.

Reiche, Reimut (2004): Triebchicksal der Gesellschaft. Über den Strukturwandel der Psyche. Frankfurt/New York.

Wittig, Monique (1990, zuerst 1979): Paradigm, in: Homosexualities and French Literature. Cultural Contexts/Criticals Texts. Ithaca & London, S. 114 ff., (translated by George Stambolian).

Wittig, Monique (1992): The straight mind and other essays. Foreword by Louise Turcotte. Boston.

Capri-Middlesex:

zurück. Wirklich begegnet sind wir uns erst später. Wir haben nie viel Zeit miteinander verbracht. Nur einmal, ungefähr ein Jahr vor seinem Tod. Da waren wir zusammen mit anderen Schriftstellern eine Woche auf Capri.

Es heißt, „Infinite Jest“ habe Schriftstellern wie Inherl und Jonathan Franzen den Weg gebnet – auch, weil Wallace mit diesem Buch die postmoderne Ironie beerdigen wollte.

In gewisser Weise wollte er das vielleicht. Aber das Buch ist extrem ironisch. Und auch das Vergnügen, das seine Lektüre bereitet, hat viel mit Ironie zu tun. Insofern las ich „Infinite Jest“ damals nicht und dachte: irony is over.

x J. Eugenides

42

Capri und Carus →
versinken
in den Materialismus

nes umgestürzten Baumstamms. In einigen wenigen Bildern schlägt diese Belebung der Natur ins Unheimliche um, wenn etwa eine dunkle Felsenmasse auf Capri in ihrer duckenden Haltung etwas Lauerndes, Tierhaftes bekommt. Daneben gibt es geologische Landschaften, die in ihrer Reduziertheit erstaunlich modern wirken und eine Formation von Basaltsteinen wie eine moderne, minimalistische Skulptur erscheinen lassen. Zugleich verhindern aber auch Exponate wie die aus heutiger Sicht eher fragwürdige Schädelammlung des Gelehrten oder ein martialisch anmutendes Geburtsbett, dass man sich die deutsche Romantik allzu romantisch vorstellt.

In den letzten Jahrzehnten seines Lebens beobachtete Carus ein langsames „Versinken in den Materialismus“. Der Universalgelehrte sah sich jetzt zunehmend mit Anschauungen konfrontiert;

BUCHBESPRECHUNGEN

Jens Dobler: Zwischen Duldungspolitik und Verbrechensbekämpfung. Homosexuellenverfolgung durch die Berliner Polizei von 1848 bis 1933. Frankfurt: Verlag für Polizeiwissenschaft 2008. 618 Seiten.

Doblers Dissertationsschrift untersucht die Berliner Polizei als eines der wichtigsten Repressionsinstrumente der preußischen Obrigkeit gegen schwule Männer. Die Einschränkung auf die Zeit zwischen den beiden Revolutionsjahren oder besser: Konterrevolutionsjahren 1848 und 1933 ist vielleicht arbeitsökonomisch begründet, wird aber dennoch mit knappen Exkursen ins späte 18. und frühe 19. Jahrhundert durchbrochen. Breite Schilderungen werden dem Wandel im Verwaltungsaufbau der Polizei und den Lebensläufen der Polizeipräsidenten und der Leiter des »Homosexuellendezernats«, von Meerscheidt-Hüllessem, von Tresckow, Kopp u.a. zuteil, während starke Thesen zu Detailfragen der Berliner Schwulengeschichte nur mit kurzen Andeutungen oder gar nicht begründet werden. So wenn es heißt (S. 302), »die Homosexuellenbewegung« habe um 1900 den Schwulen, die von der Polizei ertappt wurden, empfohlen, sich auf den Paragraphen 51 zu berufen, »um die Angeklagten vor Bestrafung zu bewahren.« Oder wenn nahegelegt wird, dass der Reichskanzler Bernhard von Bülow schwul gewesen sei, weil angeblich Briefe existieren, »die an Klarheit nichts zu wünschen übrig lassen«. (S. 330) Ähnlich problematisch erscheint die These über die Beteiligten an der Gründung des WhK am 14. Mai 1897. Der einzige, der unbestritten dabei gewesen war, Magnus Hirschfeld, nennt Eduard Oberg, Franz Josef von Bülow und Max Spohr als Gründungsmitglieder. In einer Rede, die der Arzt Arthur Weil bei der Feier zum 25-jährigen WhK-Jubiläum hielt, wird aber neben Hirschfeld, Oberg und Spohr nur noch von Meerscheidt-Hüllessem als vierter Anwesender genannt, woraus man meiner Ansicht nach kaum den Schluss ziehen kann, Hirschfeld habe sich geirrt und Weil habe recht gehabt und der Polizeibeamte »war an der weltweit ersten Emanzipationsvereinigung der Homosexuellen beteiligt« (S. 246). Gewiss ist es unbefriedigend, dass wir über den WhK-Gründungsakt allein die Berichte des Hauptbeteiligten besitzen, die von keiner andern Quelle bestätigt oder widerlegt werden. Wenn man aber Weil mehr Glauben schenken wollte als Hirschfeld, dann gäbe es auch keinen Grund mehr, an der Version Adolf Brands zu zweifeln, der auf der

gleichen Veranstaltung in seiner Ansprache behauptete, er und nur er habe mit Hirschfeld seinerzeit das WhK gegründet (JfsZ 23, S. 190).

Insgesamt überzeugt Doblers Buch durch seinen großen Detailreichtum und die Fülle neuer Funde, die dem Autor in den Archiven glückten. Ein Personenregister (leider nicht auch ein Sachregister) erhöht die Brauchbarkeit des Werks erheblich.

Herzer

* * *

Franz von Bülow: Im Felde gegen die Heteros [!] Erlebnisse eines Mitkämpfers. Verlag von G.A.v.Halem [1905]. 88 Seiten

Wirklich dankbar bin ich Jens Dobler für den in seinem vorstehend besprochenen Werk enthaltenen Hinweis auf Franz Joseph von Bülows Buch *Im Felde gegen die Hereros*, nach dem ich so lange Zeit vergeblich gesucht hatte, dass ich schließlich glaubte, Hirschfeld habe sich geirrt, als er es in seinen Memoiren *Von einst bis jetzt* als packende Schilderung von Erlebnissen Bülows auf afrikanischem Boden erwähnte. Dank Doblers Hinweis konnte ich mir nun doch noch die kleine Erzählung aus der Kölner Stadtbibliothek beschaffen und nachvollziehen, ob Doblers Urteil, das Buch sei »rassistisch geprägt« und zeige eine »Geisteshaltung«, die für die damalige deutsche Kolonialpolitik typisch gewesen sei (S. 245).

Der »Mitkämpfer«, dessen Erlebnisse erzählt werden, trägt den sprechenden Namen Max Ratte und ist ein 20-jähriger Schlächtergeselle aus der Kreuzberger Blücherstraße, der sich aus Abenteuerlust freiwillig zur Kolonialtruppe nach Deutsch-Südwestafrika verpflichtet. Nach der leicht ironischen Schilderung seiner körperlichen Vorzüge (»Er war ein hoher stämmiger Bursche mit hellen braunen Augen und roten Backen, dem die knappe Garde-Uniform mit ihren weißen Litzen, blanken Knöpfen und roten Achselklappen gut zu Gesicht stand. Mit wenigen Sprüngen war er die Treppe hinauf und trat in sein Zimmer.«) wird, verstreut über die weitere Erzählung, kein sehr vorteilhaftes Bild von den charakterlichen und intellektuellen Eigenschaften des »angehenden Afrikahelden« gezeichnet. Zuerst seine Vorstellungen vom Leben in Afrika: »Er würde auf Patrouille das ganze Land durchreiten, würde befehlen und herumkommandieren, sich nur noch

bedienen lassen, gut essen und trinken und sich dann von der Regierung Land geben lassen, um eine große Viehwirtschaft einzurichten, ... das Vieh nehmen wir den Schwarzen ab.« Schließlich wird noch einmal ausdrücklich erwähnt, das es sich bei Max Ratten um einen »sehr bequemen und eitlen« jungen Mann handelt und im vorletzten Kapitel, vor der Schilderung des ganz unheldischen Todes des Helden wagt Bülow sogar einen Vergleich oder eine Parallelisierung zwischen Ratten und Kaiser Wilhelm. Dieses vorletzte Kapitel ist überschrieben »Ratten's Hunnenbrief« und soll offensichtlich auf die berühmte so genannte Hunnenrede des Kaisers von 1900 anspielen. Damals hatte der Kaiser, ganz in der imperialistischen Tradition der Raub- und Vernichtungskriege, bei der Verabschiedung einer Truppe, die in China einen Aufstand der Bevölkerung gegen die europäischen Eroberer niederschlagen sollte, unter anderem gesagt:

Eine große Aufgabe harret eurer: ihr sollt das schwere Unrecht, das geschehen ist, sühnen. Die Chinesen haben das Völkerrecht umgeworfen, sie haben in einer in der Weltgeschichte nicht erhörten Weise der Heiligkeit des Gesandten, den Pflichten des Gastrechts Hohn gesprochen [...] Kommt ihr vor den Feind, so wird er geschlagen, Pardon wird nicht gegeben; Gefangene nicht gemacht. Wer euch in die Hände fällt, sei in eurer Hand. Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht, der sie noch jetzt in der Überlieferung gewaltig erscheinen läßt, so möge der Name Deutschland in China in einer solchen Weise bestätigt werden, daß niemals wieder ein Chinese es wagt, etwa einen Deutschen auch nur scheel anzusehen.

Ratten schrieb seinen Hunnenbrief an seinen Kreuzberger Freund Otto (»ein hübscher blonder Bursche von 18 Jahren«) und berichtete darin von dem ersten und einzigen Gefecht gegen die aufständischen Hereros, an dem er teilgenommen hatte. Rattes Hunnenbrief ist durchaus ähnlich mordlüstern wie die Kaiserrede und auch dessen Umlügen des Angriffskrieges in eine Art Notwehr ist in Rattes Brief wiederzufinden; es geht hier gegen die schwarzen Hunde: »Zuerst hatten wir einen feinen schneidigen kleinen Leutnant von Guttenberg, dem waren wir alle sehr gut, aber den haben die schwarzen Hunde im Gefecht erschossen.« Dann Rattes Heldentaten, sechs schwarze Hunde erschossen: »Die Kugeln flogen man so wie die Schneebälle, wenn die Schule aus war, und 17 von uns waren verwundet, und auch der arme Leutnant – und einer war tot, aber das war kein Soldat, sondern nur ein Landwehr-

mann. Wir haben aber schön wieder geschossen, und wie die Fliegen sind die Hunde gefallen. Ich habe allein sechs ausgeblasen. Jawohl, mein Junge, da ging's heiß her, und von Mittag bis 6 Uhr sind wir im Feuer gewesen. Schließlich sind die feigen Kerls aber doch ausgerissen.«

Am Schluss des Briefes gibt es noch eine Ankündigung, die sich wie eine Vorwegnahme des *Kanonensongs* liest, den der Räuber Macheath und der Polizeipräsident Brown in der Dreigroschenoper singen: »Morgen geht's wieder los, dann giebt es schwarzes Beefsteak!«

Das letzte Kapitel spielt drei Wochen später und gibt zunächst »die Gespräche und Gedanken« Max Rattes und seiner Kameraden wieder, die an rassistischer Mordlust nichts zu wünschen übrig ließen: »Man hatte verbrannte Farmhäuser, zerstörte Gärten und Felder und die Ueberreste geschändeter Leichen gesehen [...] Freilich, es waren eben Schwarze, und in einem jeden Schwarzen steckt eine Bestie, ein reißendes Tier, welches, einmal gereizt, kein Maß kannte? War aber der Löwe gereizt? Diese Kaffern waren eben noch nicht reif für die Segnungen der Kultur und der Fortschritte in der Entwicklung. Die Eisenbahnen, deutsches Gesetz und Ordnung waren eben Dinge, welche diese Halbmenschen noch nicht zu würdigen verstanden. Perlen vor die Säue! Aber ihre Strafe würden sie erhalten, eine gerechte Züchtigung.«

Bekanntlich war die entscheidende Maßnahme der deutschen Truppe zum Ersticken des Hereroaufstandes ein Genozid, bei dem die Deutschen etwa 80% der Herero-Bevölkerung umbrachten¹, größtenteils indem sie sie mit Waffengewalt in die Omaheke-Wüste trieben, wo die meisten verdursteten; einige weitere Zehntausend wurden in von Reichskanzler Bernhard von Bülow so genannten »Konzentrationslagern« durch eine Art Vernichtung durch Arbeit getötet (Bülow an Generalleutnant Trotha, 11.12.1904).

Die Pointe in der von *unserem* Bülow erzählten Geschichte des »Afrikahelden« Max Ratten besteht aber darin, dass für ihn der Autor gerade jene Todesart vorsah, die seine Kameraden tatsächlich der Herero-Bevölkerung bereiteten: Tod durch Verdursten in der afrikanischen Wüste. Bei einem nächtlichen Überfall der Hereros auf seine

¹ »Im Jahre 1911 lebten von ehemals etwa 80.000 Herero noch 15.130 und von ehemals etwa 20.000 Nama noch 9.781. In Prozenten ausgedrückt bedeutet das, daß 80 Prozent der Herero und 50 Prozent der Nama der deutschen Kolonialherrschaft bis zum Jahr 1911 zu Opfer gefallen waren.« (Horst Drechsler, *Südwestafrika unter deutscher Kolonialherrschaft*, 2. Aufl. Berlin (DDR) 1984, S. 213 f.)

Kompagnie wird Ratte von der Truppe getrennt, verirrt sich und stirbt schließlich nach drei Tagen an Wassermangel: »Weit und leicht wurde es Ratte ums Herz, und in das Gesicht desselben milde Züge malend, löste sich die befreite Seele aus ihrer irdischen Hülle, um zurückzukehren zu dem, der jenseits steht von Gut und Böse.«

Einige waren von Anfang an gegen den Krieg, und die Argumente der Kriegsgegner werden in einer Weise vorgetragen, die deutlich macht, dass der Autor auch einer ist, obzwar nicht gleich ein »sogeannter Roter«, der »keinen Kaiser und keine Autorität anerkennen« wollte.

Der erwähnte schneidige Offizier Guttenberg spricht mit dem Ehepaar Fischer, das schon seit Jahrzehnten in Afrika lebt. Herr Fischer sagt: »Das wird viel Blut und noch viel mehr Geld kosten. Da hätte man lieber Frieden mit den Hereros halten und den zehnten Teil des Geldes auf die Kolonie verwenden sollen. Das hätte Zinsen getragen. So aber wird uns der Krieg ebenso ruiniert zurücklassen, wie die Hereros, das Land und die Weide, genau so, wie es in Süd-Afrika nach dem Burenkriege gewesen ist.«

Der schneidige Offizier nannte Herrn Fischer daraufhin einen »Schwarzseher« und fügte »im Brustton patriotischen Stolzes« hinzu: »Das Reich verläßt seine Kinder in den Kolonien auch nicht, und Sie werden schon zufrieden sein, wenn erst die Ordnung wieder hergestellt sein wird.«

Die nächste und gewichtigere Kritik am Krieg bringt der ebenfalls alteingesessene Händler Franke vor. Er nennt es ein Unglück, dass die »Schutztruppe« die Hereros einst selbst bewaffnet und militärisch ausgebildet hatte. Er fügt hinzu: »Man hätte sie ganz sich selbst überlassen sollen, hätte sich in ihre inneren Angelegenheiten nicht mischen dürfen, dann wären sie ganz zufrieden ihren alten Schlendrian fortgegangen und es hätte niemals Reibungen gegeben. Wir haben uns doch hier ganz gut auch ohne die Hilfe der Regierung mit ihnen abgefunden – eigentlich sogar besser, denn das Eingreifen der Behörden macht sie nur mißtrauisch.«

Diese Kritik erscheint zunächst naiv, denn das wichtigste Motiv zum Eingreifen der Behörden – gewaltsame Enteignung der Weiden und Viehherden der Hereros, um dieses Eigentum den neu angeworbenen deutschen Siedlern zu schenken und die nun besitzlosen Hereros zur Sklavenarbeit im Bergbau und Eisenbahnbau zu zwingen – nennt Händler Franke nicht. Er fügt aber hinzu: »Ihr wollt das Land und das Vieh der Hereros unter Euch verteilt haben, und darum soll die

Regierung Krieg machen. Da wir aber gerade davon sprechen, so sei es rund heraus gesagt, daß Ihr mit Euren Drohungen und Großsprechen gegenüber den Hereros hauptsächlich den Ausbruch des Aufstandes hervorgerufen habt.«

Schließlich bleibt es aber Albertine vorbehalten, dem Afrikahelden Ratte die antirassistische und *humanitäre* Belehrung zum Verhältnis zwischen Deutschen und Hereros zu erteilen:

»Hier kam eine große ältere Herero-Frau in einfachem Shawl und Kopftuch daher. Ihre Hautfarbe war ebenfalls braunschwarz, aber die Züge fein, die Nase fast gebogen und der Ausdruck der Augen sanft und klug. Sie sprach einige Worte halblaut in der Herero-Sprache mit der Hausfrau; nachdem diese geantwortet hatte, wollte sie sich wieder entfernen. Frau Franke hielt sie aber scherzend an der Hand fest und stellte sie den beiden Reitern vor. »Das ist unsere liebe Albertine, die Mutter des Häuptlings Michael. Wir sind schon alte Freunde, nicht wahr Albertine?« »O ja,« sagte diese lächelnd in gebrochenem Deutsch mit leiser wohl lautender Stimme, »Frau Franke ist immer so gut, so gut.«

»Das glaube ich wohl,« begann Ratte listig. »Aber die Deutschen sind doch alle gut, nicht wahr?«

»Jawohl, aber nicht alle,« entgegnete Albertine und fügte traurig hinzu: »Die Hereros sind auch nicht alle gut. Der Krieg ist schlecht, er macht die Menschen so böse.« Sie wandte sich ab, um den schmerzlichen Ausdruck ihres Gesichts zu verbergen, und ging.«

Insgesamt habe ich den Eindruck, dass die Etikettierung dieser kleinen Erzählung Bülow's als »rassistisch« und sogar als Paradebeispiel für die rassistische Gesinnung der deutschen Imperialisten bei einigermaßen aufmerksamer Lektüre nicht haltbar ist.

Um sich ein vollständigeres Bild von Bülow's Weltansicht und den möglicherweise vorhandenen Grenzen seiner wissenschaftlich-humanitären Ethik zu verschaffen, muss man aber noch einen Blick in sein erstes Buch *Deutsch-Südwestafrika. Drei Jahre im Lande Hendrik Witboois* (Berlin 1896) werfen.

Das Gemeinsame beider Werke, der kleinen Erzählung von 1905 und dem Reisebericht eines Beamten des Auswärtigen Amtes zehn Jahre zuvor, scheint mir in der grundsätzlichen Überzeugung von der Rechtmäßigkeit der Einverleibung fremder Länder als sog. Kolonien oder noch zynischer: als »Schutzgebiete« in das Kaiserreich zu liegen, wobei zugleich eine ähnlich grundsätzliche Kritik an der Aggressionspolitik der

deutschen Regierung gegen die dort lebende Bevölkerung geübt wird.

Als Bülow im Februar 1891 in Deutsch-Südwestafrika eintrifft, steht der Krieg der deutschen Schutztruppe gegen verschiedene Stämme der Hottentotten-Bevölkerung unmittelbar bevor. Die Hottentotten führten schon seit den 1860er Jahren eine Art Guerillakrieg gegen die Herero-Bevölkerung, deren »Oberhäuptling die deutsche Schutzherrschaft angenommen« hatte in der vergeblichen Hoffnung, auf diese Weise wirksam gegen die raubritterartigen Kämpfer Hendrik Witboois geschützt zu werden. Bülow äußert Verständnis für die Empfindungen der Hereros: »In ihrem Innern garte die Wuth gegen die Wortbrüchigkeit der Deutschen und gegen die thatenlose Schutztruppe.« Als die Deutschen schließlich, nachdem ihre Truppenstärke um 250 Mann erhöht worden war, gegen Hendrik Witboois Guerillakämpfer vorgingen und im September 1894 nach andert-halbjährigem Krieg keinen Sieg, sondern nur einen prekären Kompromissfrieden erzielten, kommentierte Bülow dies ebenfalls kritisch: »Ich glaube vielmehr, daß man den Frieden mit der verstärkten Truppe und durch kluges entgegenkommendes Verhalten leicht hätte aufrecht erhalten können und daran besser gethan hätte, als einen langwierigen Krieg zu beginnen, dessen Opfer an Menschenleben und Geld groß gewesen sind, dessen Erfolge aber zum mindesten zweifelhaft sind. Gewiß ist ein jeder Kampf mit ruhm-vollen Waffenthaten eine schöne und ehrenvolle Sache, aber wir Deutschen wissen sehr wohl, daß des Krieges Zweck nicht Siege sondern der Friede ist, und daß die schönsten Siege nutzlos sind, wenn nicht der Friede durch sie errungen wird! [...] Es liegt eine Gefahr darin, daß man nur Militärs und zwar solche, die auch nur Militärs sind, zu den Lenkern unserer großen Kolonialgebiete macht; denn auf jenen Posten wird mehr der Staatsmann und weitblickende Mensch – und sei es selbst ein Privatmann und Civilist – als der drachentödtende Siegfried am Platze sein.« (Bülow 1896, S. 284 f.)

Schließlich zeigt sich aber doch an einer Stelle, wo damit eigentlich nicht zu rechnen war, ein brutaler Rassismus: Als die Engländer, die den Hafen Walfish-Bay kontrollierten, sich im Juni 1893 weigerten, zwei Feldgeschütze herauszugeben, die zur Verstärkung der Kampfkraft der Schutztruppe geliefert worden waren, tadelte Bülow die Engländer mit folgenden Worten: »Niemand durfte eine große Nation der gleichen Rasse zu Gunsten einer farbigen Partei ergreifen.« (S. 305) Selbst wenn man bedenkt, dass

diese Tirade eher isoliert in Bülows Reisebericht steht, kann man diesen nun nicht mehr als frei von rassistischer Ideologie bezeichnen. Somit wäre Dobler bei seinem eingangs zitierten Urteil über die beiden Bücher zumindest teilweise zuzustimmen: Das Buch von 1896 ist zwar nicht, wie Dobler glaubt, »stark rassistisch geprägt«, es enthält aber wenigstens eine stark rassistisch geprägte Stelle, und das Recht der Deutschen, der einheimischen Bevölkerung Land wegzunehmen, um es zum eigenen Vorteil auszubeuten, bezweifelt Bülow an keiner Stelle. Diese Glaubens-gewissheit von der Berechtigung des deutschen Kolonialismus bildet zwar auch den Hintergrund der kleinen Erzählung von 1905, rassistische Ideologeme sind aber im Text nicht zu finden.

*

Dem erwähnten Buch von Drechsler *Südwestafrika unter deutscher Kolonialherrschaft* ist zu entnehmen, dass Franz Josef von Bülow am 17. Juni 1904 dem Reichskolonialamt eine Denkschrift mit dem Titel »Der Ursprung des Herero Aufstandes« eingereicht hat. Das 16-seitige Typskript wird heute im Zehlendorfer Bundesarchiv unter der Signatur RKA R1001/2115 aufbewahrt, wo ich es einsehen konnte.

Bülow macht der deutschen Kolonialpolitik darin den gleichen Vorwurf, der in seiner kleinen Erzählung *Im Felde gegen die Hereros* erhoben wird: der Herero-Aufstand ist von einer Reihe von Fehlentscheidungen, die die Hereros in ihrer wirtschaftlichen Existenz bedrohten, provoziert worden:

»Eines ist sicher, naemlich dass wir grosse Fehler gemacht haben müssen, wenn nach zwanzig-jähriger friedlicher & auf den dauernden Frieden abzielender Kolonial-Arbeit die Hereros derartig zur Verzweiflung getrieben sind, dass sie einen Aufstand unternehmen, ueber dessen Ausgang sie sich fast Alle klar sein werden« (S. 1 f.)

Er schlägt eine sofortiges einseitiges Ende der Kriegshandlungen als einzige sinnvolle Alternative zu dem sich im Juni 1904 abzeichnenden und von der deutschen Öffentlichkeit geforderten Vernichtungskrieg gegen die Hereros vor:

»Lassen wir alle Truppen bis an die aeussersten Grenzen des alten Hererolandes im Westen & Sueden bis Windhoek & Karibib zurueckgehen, räumen wir auch die bisher inne gehaltenen Stationen fuer ein halbes Jahr & bieten wir den Hereros einen Frieden unter Belassung alles Besitzes & aller Freiheiten & mit dem Versprechen, uns fernerhin jeder Einmischung in ihre inneren

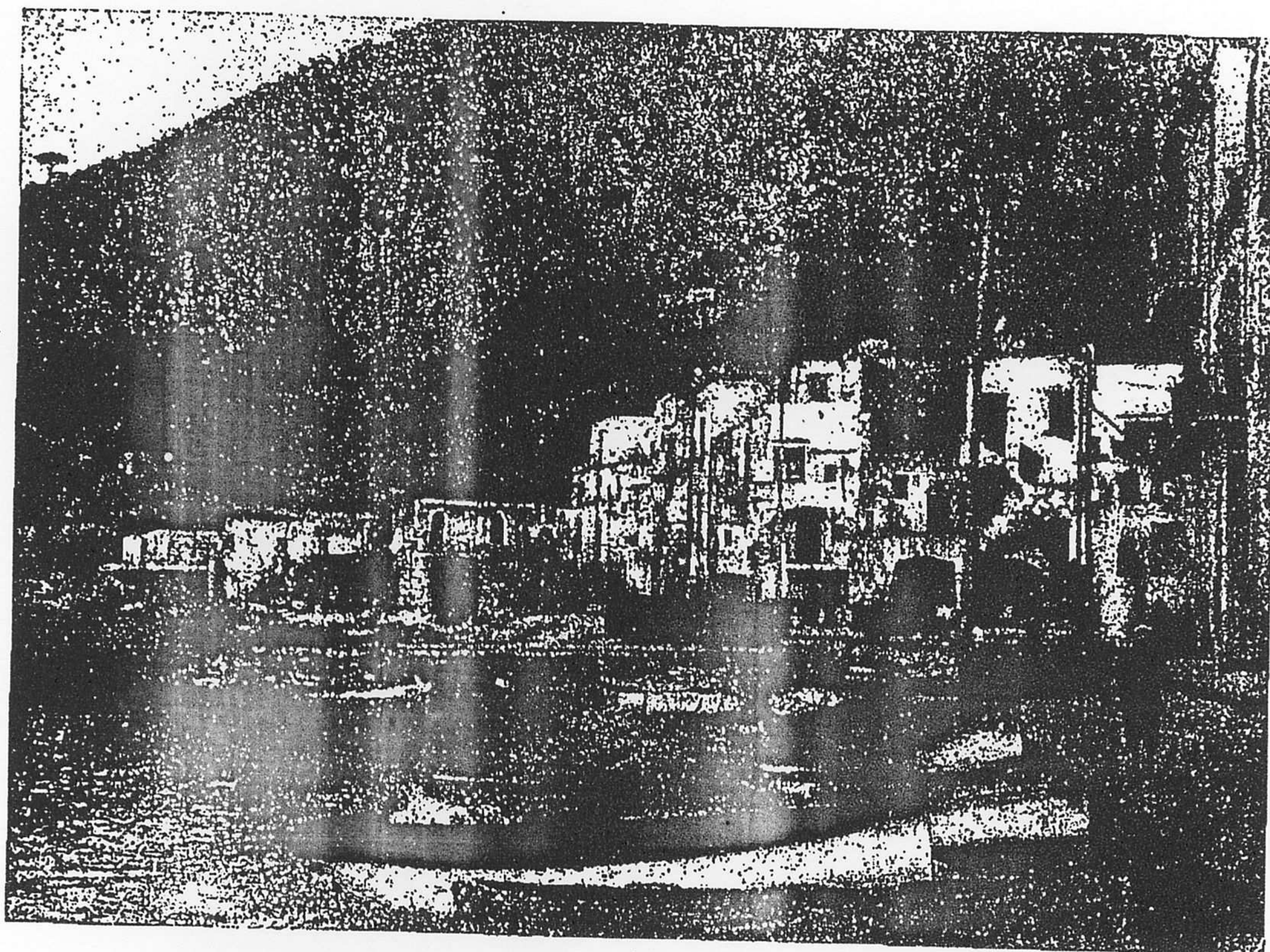
Angelegenheiten zu enthalten – unter der Bedingung, dass sie innerhalb von sechs Monaten, von unserer redlichen Absicht überzeugt, ihre Waffen abliefern. Wenn nicht inzwischen Dinge vorgekommen sind, von denen hier Nichts bekannt geworden ist, so sollte das Wort & der Handschlag des als ritterlich bekannten Gouverneurs genuegen, um das Vertrauen der Hereros wieder zu gewinnen. Ohne dasselbe ist aber auch mit Gewalt nichts auszurichten, wenn wir nicht dauernd eine Besatzungs-Armee dort halten wollen. Der einzige billige & gerade Weg zu dem Herzen der Eingeborenen ist Ehrlichkeit & Ver-

trauen, dazu gehoert aber auch das Verstaendniss fuer ihre berechnete Eigenart. Das letztere hat sicher gemangelt, & wer sich recht an die Brust fasst, wird auch offen zugeben, dass wir nicht rechtlich mit den Hereros verfahren sind.«

Rassistische Töne konnte ich auch in Bülow's Denkschrift von 1904 nicht bemerken, allenfalls eine zu naive Hoffnung auf die Einsichtsfähigkeit oder Belehrbarkeit der kriegslüsternden deutschen Regierung.

Herzer

Deutscher Kamera Almanach 1926



Franz Fiedler, Dresden-N. (G. D. L.).

Capri.

6x9 cm, Aufnahme auf Agfa-Filmpack, Brennweite des Objektivs f: 12, Blende f: 12, Mai, 1/100 Sekunde, Bromölbruck.

nach. Ich zog also daraus die Lehre: unauffällig zu arbeiten. In Sorrent knipste ich Fischweiber, doch wurde ich keine los, ohne Trinkgeld. Lieber Leser: wenn du jenen malerischen Fischer auf Capri einmal knipsen solltest — stecke 10 Lire ein! Ich meine jenen Neommierfischer, den du am Hafen triffst, wenn der Dampfer ankommt, den du auf der Promenade zu sehen bekommst, den du auf jeder Postkarte findest, der unzählige Male gemalt ist, das Modell von Capri! Deshalb Italiensfahrer, spart euch die Mühe solcher Aufnahmen, kauft euch für die Ersparnisse Postkarten oder eine Flasche Capriwein!



Ewig junge AEG Vampyrette

Seit den dreißiger Jahren gibt es die Vampyrette von AEG, den praktischen Handstaubsauger mit dem sprechenden Namen. Die neu entwickelte Version 2.0 soll den Ansprüchen der Kunden noch besser genügen, die zu drei Vierteln eine Kombination aus der Saugkraft eines Bodengeräts und der Handlichkeit eines Handsaugers wünschen, wie das Unternehmen herausgefunden hat. Da bleibt als Entwicklungsrichtung nur, einem Handgerät mehr Saugkraft anzuzüchten. Und genau da hat die Vampyrette zugelegt, sie sei mit einer Leistung von 1600 Watt der stärkste Handsauger, den es je gab, sagt AEG. Und sie ist nach wie vor so zierlich und leicht, dass sie auch in einer kleinen Wohnung ein Plätzchen findet. Dass die Ergonomie ein Weiterentwicklungsziel für das Gerät war, versteht sich von selbst.

*Journalismus
mit harten
Drogen*

48

